Princeton University Library
32101 066909373

Alexander Castell

Das Fenster

Novelle

Langens Markbücher Band 7

Digitized by Google

3467
.18
.334

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Langens Mark-Bücher

Band 7

Digitized by Google

Langens Mark-Bücher

Eine Sammlung moderner Literatur

Siebenter Band:

Alexander Castell

Das Fenster

Albert Langen, München

Digitized by Google

Alexander Caſtell

Das Fenſter

Novelle

Albert Langen, München

Digitized by Google

Copyright 1914 by Albert Langen, Munich

Digitized by Google

An einem grauen Septembertage war es, als Roman Henry am Rhyn bei einem kleinen und in seinem Äußern nicht sehr komfortablen Hotel der Rue de la Sorbonne in einem Fiaker vorfuhr.

Der Garçon kam aus dem Entree gelaufen und mühte sich, den großen gelben ledernen Koffer vom Kutscherbock herunterzuheben, indes Roman Henry mit einer grünen dunkeln Reisetasche ausstieg und dann seiner kleinen Freundin Gabriele aus dem Wagen half.

Langsam stieg er mit ihr die schmale Hoteltreppe, die sich wie eine alte gotische Turmstiege in Rundungen emporwand, hinan, zuweilen innehaltend wie ein Mensch, der entweder mit Atmungsbeschwerden behaftet ist, oder aus reiner Neigung zur Gelassenheit ein rasches Tempo nicht liebt.

Das Stiegenhaus war dunkel, und Gabriele schmiegte sich in hingebungsvoller Haltung an ihn, als wollte sie ihn etwas stützen, oder auch nur durch einen sanften Druck des Armes ihrer Gegenwart versichern.

Als sie beide in der dritten Etage in die von ihnen am Morgen dieses Tages gemieteten Zimmer traten, hatte der Garçon den Koffer schon neben die Tür an die Wand gestellt und sich verabschiedet.

Roman Henry trat an die Fensteröffnung, die ohne Brüstung die ganze Höhe des Zimmers ein-

(RECAP)
541775

Digitized by Google

nahm und nur von einem braun bestrichenen Eisenstab quer durchzogen war. Er sah hinüber an das Gemäuer der Sorbonne und träumte eine Weile über dem Ausblick nach dem stillen, dunkeln, vergitterten Gebäude.

Als er sich umsah, war Gabriele schon daran, den Koffer auszupacken. Sie legte mit ihren schnellen Händen Stück um Stück in den großen, in die Wand eingelassenen Schrank und hing die Kleider an einen Rechen, der in einem kleinen Vorgemach von einem geblumten Tuch überhangen war.

Roman Henry hatte sich den braunen karierten Paletot und den Rock abgestreift und saß, die Arme auf den Knieen, auf dem Stuhl beim Fenster.

„Du bist müde?" fragte Gabriele mit sanfter und etwas singender Stimme.

„Ja, mein Herz," antwortete Roman Henry und langte nach der grünen Reisetasche.

Gabriele hatte sich auf das Bett im Alkoven gesetzt und verhielt sich völlig still.

Da entnahm er einem Etui ein kleines silbernes Instrument mit langer Nadel und zog es aus einem winzigen Glasfläschchen voll mit einer klaren, schimmernden Flüssigkeit.

Er streifte den Hemdärmel zurück und stach die Nadel in die Haut, am Unterarm, nahe beim Ellbogen.

Digitized by Google

Als die Spritze leer war, lehnte er sich zurück.

Gabriele schaute mit aufmerksamem, angespanntem Blick auf seine halbgeschlossenen, sehr eingefallenen Augen, wie nach einem Punkte, auf den es jetzt in jedem Sinne ankam. Sie wußte, daß er nicht schlief, sondern vielmehr seinen schlanken Körper kontrollierte und die Ströme, die eben durch ihn rannen, in allen Nuancen zu empfinden versuchte.

Von der Straße her kam das rollende Geräusch eines schweren Omnibus, aber Roman Henry verharrte regungslos in seiner Stellung, als ob seine Sinne ganz nach innen gerichtet wären.

Auf seinem Gesicht aber geschah allmählich eine Wandlung. Sein seltsam farbloser Teint erhielt einen matten, rötlichen Schimmer, die geschweiften Augenbrauen hoben sich zuweilen in einem merkbaren Zucken, die Form der schmalen, bläulichblassen Hände, die vorher regungslos und ohne den geringsten Ausdruck einer Kraft auf seinen Knieen gelegen hatten, begann sich zu straffen, und als Roman Henry endlich die Lider hob, lächelte er Gabriele ins Gesicht, aber nicht heftig oder in einer übermäßigen Bewegung, sondern eher still und froh, wie einer, der weiß, wie kostbar schließlich die Möglichkeit eines solchen Lächelns ist.

Seine Augen aber hatten nun einen fast majestätischen, dunkel strahlenden Glanz; und wie er

Digitized by Google

aufstand, zeigte sein ganzer Körper so viel stolze Haltung und Festigkeit, daß sich Gabriele hob und in einem einzigen Sprung an seinem Halse hing.

Sie fühlte sich in diesem Augenblick überglücklich, als hätte sie ihren Geliebten eben eine schwere Krankheit überdauern sehn, und trotzdem sie diesen Moment täglich einmal, und zwar immer gen Abend, erlebte, hatte er für sie doch stets eine unheimliche, beklemmende Spannung.

Einmal war ihr der Vorgang an sich im tiefsten Wesen fremd. Sie mißtraute dieser sonderbaren Steigerung der Natur, wenn ihr auch Roman Henry weitläufig und mit vielen Worten deren Notwendigkeit zu beweisen versucht hatte. Dann waren diese paar Minuten, da er so starr und weltabgewandt dasaß, die einzigen im Verlaufe des ganzen Tages, da sie für ihn gar nicht existierte, und Gabriele durchrann darob das Gefühl einer ängstlichen Verlassenheit, zumal sie den Eindruck hatte, er sei im Verlauf der Verwandlung kaum Herr seiner selbst, sondern eher ein lebloses Wesen, das, einem dunkeln Ziele hingegeben, auf irgendeine Erfüllung wartete.

Nun war aber wieder alles gut. Henry legte ihr die Hände auf die Schultern und sah sie glücklich an. Dann küßte er sie leise, und seine Gebärde war so behutsam, als wäre Gabriele nicht nur seine Geliebte, sondern zugleich eine kleine

Digitized by Google

Schwester, die in seinem Dasein noch eine bedeutsame Rolle erfüllen sollte.

Sie wandten sich beide ins Nebengemach. Gabriele begann, sich für den Abend ein dunkelblaues Schneiderkleid mit breiter schwarzer Einfassung anzuziehen. Roman Henry lag auf der Chaiselongue.

Er liebte ihre anmutigen, kleinen Bewegungen. Wie sie dastand, die schmalen Arme hob und sich mit ihren kleinen, leider etwas roten Händen — denn Gabrielens Hände hatten bis vor kurzem noch sehr gearbeitet — das braune, kastanienfarbene Haar aufsteckte, hernach ihr eher rundes als ovales Kindergesicht puderte und mit dem Ernste, der der Bedeutung der Handlung angemessen war, die Augenbrauen färbte, war sie für Roman Henry der Anlaß zu einer rührend komischen Erheiterung.

„Wie war denn das mit der Meisterin?" fragte er sie mit verkniffenem Lächeln. Er sah dabei nach der Gardine am Fenster, die auf mattgrauem Grunde grüne und rosafarbene Blumenornamente zeigte, in deren Mitte er plötzlich, in seiner wachen Phantasie, eine abscheuliche Fratze entdeckte. Es war vor allem eine große Nase, die in einer so unwahrscheinlichen und degoutanten Art über den Mund herunterhing, daß Roman Henry unvermittelt mit einem unbändigen Gelächter herausplatzte.

Digitized by Google

„Du fragſt immer dasſelbe," ſagte Gabriele, ohne ſich vom Spiegel wegzuwenden.

„Ach ja, die Meiſterin," meinte er, jetzt wieder beruhigt; „alſo ſie war ſehr ſchlimm?"

„Ja, ſie war eine ordinäre Kröte," antwortete Gabriele, indem ſie ſich den Hut aufſteckte.

„Sie hat dich ſehr gequält?" fragte er weiter, aber ganz mechaniſch, wie man einen Schüler eine oft ſchon wiederholte Lektion repetieren läßt.

„Zuletzt hat ſie mir faſt die Hälfte des Lohnes abgezogen, und ich hatte doch nur achtzehn Francs die Woche," ſchnatterte Gabriele wie ein Papagei.

„Und gepufft hat ſie dich auch?"

„Ja, gepufft hat ſie mich auch ... Wollen wir gehn?"

Roman Henry hatte ſich erhoben, und ſie ſtiegen zuſammen die ſchmale Treppe hinunter. Gabriele hing die Zimmerſchlüſſel im Entree an das große ſchwarze Brett, in deſſen Niſchen ſich bei jeder Nummer ein kleiner meſſingener Kerzenleuchter befand. Dann traten ſie auf die Straße und ſchritten gegen die Place du Panthéon.

Nun ſchwiegen ſie beide. Die Unterhaltung über die Meiſterin war zwar im eigentlichen Sinne noch nicht beendet, aber das Thema ſchien doch der Situation nicht mehr angemeſſen.

Vom Boulevard St. Michel drang das Geräuſch der Automobile und Fiaker, das ſchwere

Digitized by Google

Keuchen der Dampftramway, das die Steigung der Straße hinankroch. Vom Pantheon her kam ein großer Laſtwagen mit Gepolter gefahren.

Roman Henry ging wieder langſam und ſchien zuweilen ob eines Geräuſches wie unter einem Schlag zu zucken.

Dies war aber nur in den erſten Minuten.

Als er ſich an eines der vielen kleinen Tiſchchen vor der Taverne du Panthéon geſetzt und eine Abendzeitung gekauft hatte, trug er ein vergnügtes Zwinkern in den Augen und ſah hinüber nach dem Luxembourggarten, deſſen Bäume in ſchwarzen Silhouetten im roſafarbenen Abendhimmel ſtanden.

Ringsum war heftiges Reden und Geſtikulieren.

„L'Intransigeant: La Pressel La Presse . . .“ heulten die Camelots die Trottoirs entlang.

Über den Platz ſchob ſich die Menge der abendlichen Spaziergänger, von gertenſchlanken Mädchen durchkreuzt, die mit hellen klingenden Stimmen ſchäkerten und den Herren lachende, verſprechende Augen machten.

In der Taverne intonierte das Orcheſter eine Arie aus „Tosca“.

Gabriele ſaß wie eine kleine Prinzeſſin neben Roman Henry, in wahrhaft großer Haltung.

Sie maß die ſchlanken Grazien, die ſich ringsum

Digitized by Google

bemühten, um den Abend nicht allein, ſondern in guter Begleitung zu verbringen, mit überlegendem Blick, ließ ihre Augen über das Gewühl hinſchweifen, wie über eine Bewegung, der ſie ſich in dieſem Augenblick durchaus gewachſen fühlte, und ſchlürfte den Quinquina mit dem Ausdruck einer gewiſſen Glückſeligkeit.

Durch die Tiſche ſchlich eine alte beſtialiſch häßliche Blumenverkäuferin, mit fleckigem, vernarbtem Geſicht.

Sie ſtand plötzlich ſo dicht vor Roman Henry, daß er in einem Nervenchok vor ihr zurückwich.

Er kaufte aber Gabriele viele, viele Roſen.

Als die Alte weg war, hatte er ein Gefühl, als wäre er einer großen Gefahr entronnen.

Der Abend war trotz des klaren Himmels kühl, denn es hatte am Vormittag geregnet.

Es fröſtelte Gabriele, und ſie wollte noch ein Stück gehn.

Als ſie den Boulevard in der Richtung der Avenue de l'Observatoire hinaufſchritten, dachte Roman Henry mit einem ſeltſamen Staunen daran, wieviel Widerſtände und Mühſeligkeiten für ihn die gewöhnlichſten Formen und Funktionen des Lebens umfaßten.

Er ſah Geſichter und Geſtalten in der Dämmerung an ſich vorbeigleiten, von denen er vorausſetzte, daß ſie all dem, was ſein Daſein un-

Digitized by Google

angenehm, oft widerwärtig machte, kaum den Sinn eines hohen Wertes schenkten.

Ihre Lebenslinie verlief in vernünftiger, mehr oder minder regelmäßiger Richtung und Kurve, während er selbst dazu bestimmt schien, ein wirres, kompliziertes, zuweilen ganz unübersichtliches Netz von Erlebnissen und Vorgängen zu weben.

Da sagte Gabriele plötzlich: „Ich hab' einen Brief von der Mutter bekommen . . ."

Roman Henry horchte auf und fragte teilnahmsvoll und doch noch ganz abwesend: „Was schreibt sie denn?"

„Daß alles gut geht. Nur jede Nacht wacht sie auf, wenn der Zug vorbeifährt, und dann muß sie oft weinen."

Roman Henry machte ein paar Schritte und meinte dann: „Es ist schön, zu wissen, daß man von seiner Mutter ersehnt wird, aber man vergißt das oft jahrelang."

Gabriele verstand nicht genau, was er aus seinen eignen Erfahrungen damit andeuten wollte, und dachte einen Augenblick daran, ihn zu befragen. Sie wagte es aber doch nicht und schwieg.

Da hub er wieder an: „Und was wirst du ihr jetzt schreiben?"

„Daß ich im Geschäft bin und täglich bis acht Uhr arbeiten muß."

„Weiter?" fragte Roman Henry und sah nach

Digitized by Google

einem Lichtſchein in der Ferne beim Boulevard Montparnaſſe.

„Daß ich dann müd bin und mich gerne ſchlafen lege.“

„Iſt das alles?“

„Ja.“

„Wird ſie dir das glauben?“

„Ich hoffe es.“

Gabriele hatte einen ſinnenden Zug in den Augen, als erwäge ſie noch einige Kombinationen und Möglichkeiten: „Man muß ſo etwas nur mit viel Liebe ſchreiben, dann glaubt's die Mutter immer.“

Roman Henry dachte an die kleine Gabriele, die vor Wochen an einem ſonnigen Mittag auf einem der vielen kleinen Stühle im Luxembourggarten ſaß und beklommen und doch wieder unternehmend ſich umſchaute. Ihre ſchwarzſamtne Toque glänzte im Mittagslicht und ihre Augen, die in Wirklichkeit eher hellbraun als dunkel waren, ſchauten ganz ſchwarz durch das dünne Gewebe des Schleiers.

„Was hätteſt du getan, wenn ich dich nicht gefunden hätte?“ fragte er jetzt.

„Das weiß ich nicht genau.“ Gabriele rümpfte ein wenig ihre kleine, vielleicht um ein wenig zu ſtumpfe Naſe.

„Daß du den Mut hatteſt, aus dem Geſchäft

Digitized by Google

wegzulaufen, wundert mich eigentlich, du kleine Perſon," neckte Roman Henry und kniff ſie in den Arm.

„Ich wollte auch mal etwas erleben," ſagte ſie jetzt prompt und faſt trotzig.

„Nun ja," meinte er und lachte.

„Im Geſchäfte war man wie im Gefängnis; und wenn ich abends nach Hauſe ging und die vielen Lichter in den großen Reſtaurants ſah und die Damen, die oft ganz ſchlechte Weiber ſind, mit den Herren dort ſaßen und, wie unſre Hühner zu Hauſe, die Köpfe reckten, dann war ich ſo traurig, daß ich weinte vor Zorn."

Roman Henry ſchaute ſie prüfend von der Seite an und ſagte: „Du biſt köſtlich."

„Und dazu war ich die einzige . . ." ſetzte ſie ganz unvermittelt hinzu.

„Die einzige?"

„Ja, die keinen Liebſten hatte, und alle neckten mich und ſagten, daß ich nie einen bekäme, weil ich zu klein ſei."

„Und da wehrteſt du dich?"

„Ja, ich ſagte, daß ich, wenn ich will, ſogar zwei bekomme und dann nicht einmal mehr ins Geſchäft zu gehen brauche."

„Und jetzt haſt du doch nur einen." Roman Henry war jetzt ausgelaſſen geworden und wollte ſie auf den Mund küſſen.

Digitized by Google

„Ja, aber ich hab' dich lieb," ſagte Gabriele und ſchmiegte ſich an ihn.

Sie hatte dabei etwas wunderſchön Tierhaftes in ihren Gebärden. Sie konnte ſich rekeln und winden wie ein Kind, das mit Kaninchen und jungen Hunden aufgewachſen iſt und von ihnen die ganz natürlichen Bewegungen des ſich Verkriechens und ſich Kauerns gelernt hat.

Sie waren bis zum Carrefour de l'Observatoire gekommen.

Da ſtand ein ſchwarzer Ring von Menſchen. Aus der Mitte ſtieg rotes flackerndes Licht von Lampions empor.

Roman Henry blieb ſtehn. Darauf hörten ſie die gezupften Töne eines Saitenſpielers, und dazu ſang eine dünne Frauenſtimme.

Sie traten näher. Ein Mann ſaß da mit einer Harfe, und ein ſchwarz gekleidetes Mädchen verkaufte Notenblätter und ſang.

Jetzt begann ſie:

J'aime la blonde à la folie,
Le blond seul fait battre mon cœur,
C'est la nuance de ma mie,
Les cheveux d'or sont mon bonheur . . .

Und alle rings im Kreiſe ſtarrten auf das Notenblatt und wiegten die Köpfe und ſummten leiſe die Melodie.

Digitized by Google

Gabriele war gerührt. Sie wollte auch ſingen. Aber ſie brachte nur kleine glückſende Töne heraus.

Vor ihr ſtand eine Köchin mit einem großen Korb, drehte ſich um und maß ſie mit einem empörten Blick.

Da ſagte Gabriele zu Roman Henry: „Wenn ich jeden Abend hier ſtünde, wie dieſe Dicke da, würde ich vielleicht die Melodie auch kennen . . .“

Die Köchin gab ſich einen Ruck, und Gabriele fügte ſo laut hinzu, daß es alle hören konnten: „Jetzt ärgert ſie ſich. Das freut mich.“

Roman Henry ſagte nur leiſe: „Sſt!“ und ſah nach der Mitte. Die Geſichter jenſeits des Ringes ſchwammen bis zur Höhe der Augen in gelbem, flackerndem Licht. Aber eben die Augen waren noch im Dunkeln. Und die Lippen bewegten ſich nicht, trotzdem ſie ſangen.

Bei der Clôſerie des Lilas ſtand ein Kellner vor den Tiſchen. Seine weiße Schürze ſtrahlte im Scheine der elektriſchen Lampen des Cafés.

Roman Henry verglich inſtinktiv die beiden Lichtzonen. Sie ſtanden wie zwei verſchiedene und merkwürdige Spiegel nebeneinander.

Gabriele ſagte plötzlich: „Ich habe Hunger.“

Sie ſtiegen in einen Fiaker und fuhren den Boulevard St. Michel hinunter.

Die Hufe des Pferdes klapperten grell auf dem

Digitized by Google

Pflaster und waren nur sekundiert von einem leisen Sausen der Gummiräder des Wagens.

Roman Henry hatte Gabrielens linke Hand genommen und spielte mit ihren Fingern, als wären sie ganz für sich ein Anlaß zu einem Spaß, der ihn in seiner Gedankenlosigkeit recht erquickte.

Es war Nachmittag. Roman Henry saß beim Fenster und starrte auf die Straße.

Er sah ganz mechanisch nach den Anschlägen, die an der gegenüberliegenden Wand klebten. Da stand groß: „Faculté de Droit". Die schwarzen Lettern hingen wie pompöse plumpe Balken auf dem Papier.

Roman Henry ärgerte sich darüber.

Er hatte sein schmales, fast spitzes Kinn auf die rechte Hand gestützt und dachte, daß er gestern um diese Zeit zwar nicht Kopfschmerzen, aber doch einen lästigen Druck in den Schläfen gehabt hatte. Der Gedanke war kaum in seinem Bewußtsein aufgetaucht, als sich auch dieselbe Empfindung wieder einstellte. Wie auf Kommando.

Die Straße herauf kam jetzt ein Lastwagen. Ein quietschendes, schreiendes Geräusch sprühte durch die Luft, wie wenn ein Rad die Achse feilt.

Es war nur ein Pferd davor. Dazu war der Boden naß vom Vormittag, da man das Holzpflaster gespritzt.

Digitized by Google

Der Fuhrmann gröhlte: „Dah! ... Dah! ...“ und ſchlug auf das Tier. Seine Stimme war ſo hohl, als ob ſie aus einem Phonographentrichter käme.

Roman Henry ſchloß die Augen. Er hörte den pfeifenden Schlag der Peitſche und den Tanz der Hufe wie ein dumpfes unregelmäßiges Getrommel.

Als er wieder hinunterſah, ſtand der Gaul vornübergeneigt. Der Geifer floß ihm in dicken Strähnen aus dem Maul, und die Zunge flackerte hin und her wie ein Fetzen roten Tuches.

Roman Henry ertrug das Bild nicht mehr, und ſeine Augen irrten auf die vielen kleinen Holzklötzchen des Pflaſters.

Da gab es einen dumpfen Fall.

Das Pferd lag am Boden. Mit dem Rücken gegen das Trottoir. Der mächtige, grau geſprenkelte Rücken glänzte im Schweiß, und die breiten Schenkel der Hinterbeine hatten dunkle Flecke.

Erſt erſcholl ein hallender Fluch des Fuhrmanns.

Dann war es ſtill.

Zugleich meldete der Garçon den Beſuch des Prinzen Nicolas.

Roman Henry nickte nur mit dem Kopf und der Prinz trat ein. Er mochte vierzig Jahre alt ſein. War ſchlank, aber ſehr klein.

Er hielt den gebügelten Zylinder und die grauen

Digitized by Google

Handschuhe in der linken Hand, ging auf Roman Henry zu und begrüßte ihn mit Auszeichnung.

Dieser hatte sich erhoben und ihm den Platz am Fenster abgetreten.

„Wie geht es?“ fragte der Prinz. Er saß in dem schmalen Fauteuil zurückgelehnt, so daß sich die Schöße seiner Rendingote zu beiden Seiten in Wülsten aufbauschten. Seine rechte, zu längliche, Hand hatte er auf das Knie gelegt.

„Gut!“ sagte Roman Henry. Sonst nichts. Er betrachtete den Prinzen mit etwas müdem Blick, als wäre er gar keine lebende Person, der da vor ihm saß, sondern eine kuriose Puppe in einem Glasbehälter auf einem Museumstisch.

„Wie stehn Ihre diplomatischen Geschäfte . . ?“ fragte jetzt Roman Henry und horchte. Durch das halboffne Fenster hörte er den Fuhrmann schreien.

Er hatte offenbar dem Tier das Geschirr abgenommen und versuchte, es zum Stehen zu bringen.

Des Prinzen Miene wurde heller.

„Ich werde meine Stellung in Persien wahrscheinlich auf Neujahr antreten.“

„Dann werden wir Sie also verlieren,“ sagte Roman Henry.

„Leider,“ meinte der Prinz mit gewissen überlegenen Bewegungen und sah ihn dabei an, als schätzte er ihn nicht mehr auf viele Tage des Lebens.

Digitized by Google

Roman Henry war auch wirklich sehr abgespannt. Seine Augen hatten nur noch einen leisen, unwirklichen Schimmer, und seine Haut erschien von pergamentartig gelber Farbe; dazu von vielen kleinen Fältchen durchzogen und wie zerknittert.

„Ich habe nur noch den offiziellen Besuch beim Großfürsten Mikael in Neuilly zu machen."

Der Prinz hatte gesprochen; aber Roman Henry lauschte, wie die Hufe des Pferdes das Trottoir hämmerten.

Dann war es unten wieder still. Der Gaul mußte also stehn. Nur die Schellen des Kopfzeuges klirrten, während der Fuhrmann wieder anschirrte.

„Der Großfürst ist jetzt in Paris?"

„Ja," sagte der Prinz, „er ist mit seiner Tante Christine vorgestern von Biarritz zurückgekommen.

„Ach ja, ich las es im New York Herald." Roman Henry hatte dies etwas spöttisch hinzugesetzt, und der Prinz seufzte wie ob eines schweren Mangels an Takt.

„Nun werden Sie also den Besuch machen."

„Immerhin vermag ich mich nur schwer dazu zu entschließen." Der Prinz trug plötzlich einen leise bekümmerten Zug um seinen kleinen Mund.

„Na ja," meinte Roman Henry sanft und zugleich müde.

Digitized by Google

„Sie wiſſen ja . . . Großfürſt Mikael hat ſich meiner Familie gegenüber nicht ſehr vornehm benommen, — als mein Vetter an ihn im Jockeyklub die zweihunderttauſend Franken verſpielt hatte . . .“

Roman Henry zog nur die Augenbrauen in die Höhe, als wiſſe er vollſtändig Beſcheid.

„Und dann denken Sie,“ fuhr der Prinz fort, etwas leiſer und bekümmerter, „ich habe neuerdings wieder dieſe Angſt vor der Diſtanz . . . Verſtehn Sie?“ . . .

„Von hier nach Perſien?“

„Nein, von hier nach Neuilly . . . Und überhaupt . . .“ Prinz Nicolas ſann trübſelig für ſich hin.

„Das iſt allerdings ein triftiger Grund,“ ſagte Roman Henry und war eine Sekunde unſicher geworden.

„Sie gehören ja auch zu den wenigen Menſchen, mit denen ich über dieſe ſeltſame Sache ſprechen kann. Ich komme immer mehr dazu, den Begriff der Diſtanz als etwas zu betrachten, was mich noch töten, im beſten Fall ruinieren wird.“

Des Prinzen Blick war ſtarr und doch ganz nach innen gerichtet. Die Hände hatte er übereinandergelegt, wie einer, der einem unbegreiflichen Schickſal entgegenſinnt.

Im Nebengemach hörte Roman Henry Gabriele

Digitized by Google

auf- und abgehn und eine Schranktür öffnen und schließen.

„Ist das mit der Distanz für Sie schon ein feststehendes oder nur zuweilen eintretendes Gefühl?“ hub er jetzt an. Seine Worte waren aber so tastend, als ob er sich selbst hier auf einem gefährlichen und unheimlichen Felde bewegte.

„Der Fall ist so, daß ich es selbst nicht mehr wagen kann, mir darüber exakte Rechenschaft zu geben, da diese Reflexionen immer ein Grund sind, daß sich meine Phantasie auf eine ganz ausschweifende Weise ergeht. Und diese ermüdende, aushöhlende Betätigung des Gehirns ist es besonders, was ich vermeiden muß.“

Der Prinz war über seine Rede etwas heftig geworden und holte jetzt tief Atem.

„Sie empfinden also das Denken über Ihren Zustand als etwas Selbstmörderisches?“ sagte Roman Henry und beobachtete den andern aus den Augenwinkeln.

„Das ist es; und sobald ich diese letzte Hemmung verliere, bin ich der Einkreisung völlig verfallen?“

„Der Einkreisung?“

„Ja . . . Ich benenne den Zustand auch nur für mich mit diesem Ausdruck, weil ich weiß, daß ich damit gleichsam den Uranfang und wiederum das Prinzip meines Leidens kennzeichne.“

Digitized by Google

Prinz Nicolas ſaß jetzt ſehr zuſammengekauert. Die Handſchuhe waren ihm entglitten und auf den Teppich gefallen, nur den Hut, der in der Dämmerung des Zimmers matt reflektierte, hielt er wie eine Waffe mit beiden Händen vor ſich hin.

„Die allergrößte Schuld," fuhr er fort, „trägt meine Gouvernante, die mich bis zum zehnten Jahr erzogen hat. Sie war mit achtzehn Jahren von Paris zu uns nach Petersburg gekommen — ich zählte damals fünf Jahre — und wurde gleich in der erſten Zeit, wie ſich viel ſpäter aus alten Briefen herausſtellte, die Geliebte meines Vaters. Sei es nun, daß ſie in den Nachmittagsſtunden für ein Rendezvous frei ſein mußte, ſei es, daß ſie an ſich den Hang in ſich trug, nach Möglichkeit allein zu ſein: ſie erfand ein Mittel, das mich ohne irgendeine Anwendung äußrer Gewalt vollſtändig ſtill und ſozuſagen tot machte. Und zwar ganz nach ihrem Belieben."

Roman Henry horchte angeſpannt. Eine ſtille Angſt lag auf ſeinem Geſicht

Prinz Nicolas ſah ſeine wachſende Beklemmung und ſagte, als ob ihn der Eindruck ſeiner Erzählung erquickte: „Und dieſes Mittel war gerade in ſeiner blutigen Einfachheit ſchrecklich."

Roman Henry neigte ſich zur Seite, als höre er nach irgendeinem Geräuſch, an das er ſich klammern könnte, aber das Zimmer war merk-

Digitized by Google

würdig still, und die Fenster der Sorbonne waren tiefdunkel, als sähen sie aus einem riesigen schwarzen Raum.

Der Prinz, der wie ein kleiner Kobold im Stuhle saß, hub wieder an: „Sie fand nämlich unter meinen Spielsachen einen Soldaten. Er war kaum höher als die Länge einer Hand. Seine Brust und sein Leib bestanden aber aus einer einzigen Kugel, und der Kopf ebenfalls. Die Augen waren aus grünem Glas eingesetzt und die Beine wie zwei Säulen.

„Vielleicht hatte ich vor der Figur diese Angst, weil die Beine denen meines Großvaters Venceslas glichen, der nach uns Enkelkindern die Krücke warf und die Wassersucht hatte."

„Wie ging das weiter mit dem Soldaten?" fragte Roman Henry, als Prinz Nicolas nicht mehr weitersprach, sondern düster vor sich hinbrütete.

„Sie setzte ihn einfach vor die Türe auf den Boden und mich davor. Erst saß sie auch bei mir und raunte mir leise eine mörderische Geschichte ins Ohr.

„Und dann geschah das Furchtbare.

„Als ich eines Tages eine Stunde so gesessen, konnte ich den Blick nicht mehr wegwenden. Nicht mehr aufstehn.

„Ich war angebunden durch die Kraft, die in den grünen, gläsernen Augen lag."

Digitized by Google

„Sie waren hypnotisiert," warf Roman Henry ein, als ob er sich damit erleichterte.

Der Prinz schüttelte den Kopf: „Was sagen Sie mit diesem Wort aus? Ist das eine Erklärung? . . . Es war die ganz einfache entsetzliche Angst, die in meinem Gehirn brannte.

„Der Soldat machte auch während der Zeit, da ich nach ihm starrte, eine sonderbare Reise.

„Erst dehnte er sich aus nach allen Seiten. Dann hob er sich auf und ab, und die zwei Augen gingen zu einem einzigen zusammen und glühten wie ein höllischer, wahnsinniger Punkt.

„Dann sah ich ihn plötzlich nicht mehr und wußte aber, daß er genau in derselben Entfernung in meinem Rücken saß."

„Haben Sie sich einmal umgedreht?"

Der Prinz lächelte trüb: „Wie konnte ich! Was vermag ein Wille gegenüber einem solchen Dämon."

Roman Henry war jetzt aufgestanden und lehnte mit dem Rücken am Kamin.

„Und so saßen Sie jeden Tag?"

„Ich habe vom fünften bis zum achten Jahre etwa, in meinem einsamen Kinderzimmer — ganz nach der Willkür der Gouvernante — vor dem Soldaten gesessen . . ."

„Stundenlang?"

„Oft halbe Tage."

Digitized by Google

„Und ward das nie verraten?"

„Wie konnte es? Meine Mutter war damals mit dem Fürsten Akseli nach Nizza durchgebrannt, und mein Vater — er war ein schöner und herzensguter Mann — konnte doch nicht gleichzeitig bei mir und bei der Gouvernante sein."

„Gewiß nicht . . . Und jetzt?" fragte Roman Henry weiter.

„Jetzt wiederholt sich, genau dreißig Jahre später, derselbe Vorgang gleichsam entmaterialisiert. Verstehn Sie das?"

„Der Soldat ist nicht mehr da, aber die Kraft?"

„Das ist es . . . Ich bin dazu bestimmt, die Bewegungsfähigkeit zu verlieren. Ich bin in einer Art umzingelt, wie es noch niemand war. Die Distanz tötet mich. Begreifen Sie jetzt, daß ich schon zwei Jahre vergeblich darüber nachsinne, von hier nach Neuilly zu kommen, den Besuch beim Großfürsten Mikael zu machen?"

„Vollkommen." Roman Henry sah auf den kleinen Prinzen, der die Krempen seines Hutes krampfhaft umklammert hielt. Er war plötzlich so verwirrt, als hätte er selbst den Zusammenhang mit aller Realität verloren.

„Daran gehe ich selbst, geht meine persische Mission, geht alles zugrunde." Prinz Nicolas stand schon bei der Türe.

Sie sahen sich in die Augen.

Digitized by Google

Roman Henry erſchien er auf einmal nicht als ein Mann, ſondern als ein ſchmächtiger, greiſer Knabe.

Und doch fühlte er ſich in einem ganz unheimlichen Bezirk mit ihm verwandt.

Der Prinz war gegangen.

Roman Henry öffnete die Türe zu Gabrieles Schlafzimmer.

Sie lag auf ihrem großen breiten Bett und ſpielte wie eine kleine Katze mit ihren Füßen. Roman Henry hatte ihr unlängſt geſagt, daß die geſchweifte Form ihrer Fußſohle zum Schönſten gehöre, was er je in dieſer Art geſehn.

Nun hatte ſie das linke Bein erhoben und beſah es gegen die mattrote geſtreifte Tapete. Der Gegenſatz in der Farbe ſchien nicht ſtark genug. Gabriele war unbefriedigt.

„Dieſes Zimmer ſollte eine andre Tapete haben," ſagte ſie, noch immer in ihre Betrachtung verſunken.

„Du kannſt ja einen Teppich hinhängen," meinte Roman Henry.

„Das iſt doch nicht dasſelbe . . . Der verrückte Prinz iſt dageweſen?" fragte ſie jetzt.

„Ja."

„Was wollte er?"

„Mich einfach beſuchen," antwortete Roman Henry ausweichend. Es war ihm, als ob er

Digitized by Google

bei dieſer einfachen und in jedem Falle wahren Antwort ein ſchlechtes Gewiſſen hätte.

„Das tut dir nicht gut.“

„Warum nicht?“

„Weil du deine eigne Spinne im Kopfe haſt,“ ſagte ſie und kicherte.

Roman Henry war erſtaunt. Gabriele hatte da ſein geheimſtes Leiden, das ihn ſo erfüllte, daß es ihm faſt eine Beſchäftigung war, in ein komiſches Licht geſtellt. Und zwar mit einer ſelbſtverſtändlichen Natürlichkeit.

Zuerſt empfand er dies als gefühllos. Er hatte ihr dieſe Möglichkeit nicht zugetraut. Vielleicht täuſchte er ſich doch in ihr. Dann ſagte er ſich wieder, daß es unſinnig wäre, von einem Menſchen überhaupt ſo viel verlangen zu wollen. Er hatte ſich mit ſeinen Gedanken in Gabriele eingeniſtet wie in einer ſchützenden Behauſung, die ihm in allem Schweren oder Beſondern ſeines Schickſals etwas Feſtſtehendes wäre, wenigſtens für die Beunruhigung ſeines Herzens.

Nun fing er ihr plötzlich zu mißtrauen an.

Gabriele ſah den Zug in ſeinem Geſicht, hob ſich, küßte ihn ſanft auf beide Augen und flüſterte mit zärtlicher Rührung: „Liebling!“

Es tut ihr wirklich leid, dachte ſich Roman Henry. Das beruhigte ihn ein wenig.

Als ſie aber nachher zuſammen die Rue de

Digitized by Google

la Sorbonne hinunterschritten und er neben sich Gabrielens vergnügte Papageistimme hörte, die ihm mit leisem Lachen erzählte, daß sie neulich den Prinzen getroffen, wie er mehr als eine Viertelstunde mitten auf dem Trottoir stand und sich nicht vom Fleck rührte und ihr, als sie mit ihm reden wollte, nur eine Grimasse machte, überlegte er sich doch ernsthaft, ob sie nicht in einem gewissen Maße recht hätte, in vielem, was ihn beschäftigte, und speziell was die dunkeln Hintergründe seiner Phantasie anbetraf, etwas Komisches zu sehn.

Einen Moment erschien ihm diese Perspektive wie ein Ausweg.

Dann verfiel er aber wieder jener Mattigkeit, die er allen intensiveren Entschlüssen gegenüber empfand; und er wurde dabei noch gestützt durch ein ganz unerklärbares Angstgefühl, das ihn plötzlich durchströmte.

Er griff krampfhaft in die leere Luft und kam erst wieder völlig zu sich, als er Gabrielens Hand in der seinen fühlte.

In diesem Augenblick war er ihr so dankbar, daß er ihre kleine Hand nahm und in einer Aufwallung von Zuneigung und innerstem frohem Erglühen an seine Lippen preßte.

Gabriele aber trug dabei einen liebevoll lauernden Glanz in den Augen, der für Roman Henry,

Digitized by Google

falls er ihm bewußt geworden wäre, sicherlich einen Grund zu ganz unabgrenzbaren und vielleicht trüben Überlegungen gegeben hätte.

Gelb und schwer lag die Herbstsonne auf dem Kies des Luxembourggartens.

Roman Henry saß auf einem Korbstuhl und hörte auf die Musik, die vom Pavillon herkam. Er war die Ouvertüre zu „Wilhelm Tell".

Eben hatte die Oboe ihre Alphornsolo.

Es sann nach, was es für ihn mit dem Alphorn für eine Bewandtnis hätte, und plötzlich fiel es ihm ein.

Er war einst in einem Berghotel von einem mörderischen Geräusch geweckt worden. Wie ein grausam gähnender Schrei hatte es durch die Gänge geklungen. Dann waren viele klobige Tritte an seiner Zimmertüre vorbeigegangen.

Als er am Morgen nachfragte, war der gräßliche Laut der Ton eines Alphorns gewesen. Man hatte zum Sonnenaufgang geweckt.

Roman Henry hielt damals dem Wirt eine beschwerende Rede und betonte die Rücksichtslosigkeit, die schließlich in diesem Getue lag. Allmählich aber freute er sich doch darüber, wie unromantisch das Horn geklungen hatte. Dies alles war in weiter Ferne.

Jetzt hielt er es für ausgeschlossen, nochmals

Digitized by Google

dieſe wilde Merkwürdigkeit zu erleben. Er ſaß wie ein Rekonvaleszent ſtill und geduldig auf ſeinem Stuhl.

Unter den Bäumen bewegten ſich die Menſchen in einem Gewimmel von ſchwarzen und bunten Flecken. Wenn er ſich umdrehte, ſah er über die graue Steinmauer hinweg die blauglitzernde Fläche der Fontäne.

Rote Geranien und weiße Aſtern blühten ſo nahe, daß er ſie mit den Händen greifen und die Dolden durch die Finger gleiten laſſen konnte.

Und jenſeits des Rondells ſtanden die Bäume in ſo ebenmäßiger Richtung, wie auf einen Befehl hingeſtellt zu langen Alleen, in denen Kinder hin und her glitten wie kleine Tierchen, die am Boden kriechen.

Und über die gelben und roten Baumkronen hinweg ragten die ſtumpfen, ſchwarzen Türme von St. Sulpice.

St. Sulpice. Es war für Roman Henry wie etwas hold Klingendes von prieſterlicher Weisheit und ſchwebendem Chorgeſang. Und dazwiſchen miſchte ſich die Geſtalt der Manon Lescaut.

Er träumte und wurde erſt wach, als ein ſchlankes, zwölfjähriges Mädchen mit kurzen Röcken und wunderſamen Gazellenbeinen an ihm vorbeiſchritt. Wie ſchön das Kind war! Wie anbetungswürdig ſchlank!

Digitized by Google

Eine große Dame in Braun ging neben ihm her, und obschon sie sich nicht faßten oder irgendein äußeres Zeichen des Verbundenseins vorhanden war, wußte Roman Henry, wie sehr sie das Kind im Kreis ihres Gefühls und ihres Sinnens hatte, und daß sie es als einen köstlichen riesengroßen Schatz betrachtete.

Dann kam ein häßlicher, langhaariger Mensch, und die Stimmung war vorbei.

Roman Henry mußte wieder an den Prinzen denken und daran, was sie beide eigentlich zusammenzog. Aber er konnte zu keiner Klarheit darüber kommen.

Nur das wußte er sicher, daß sich etwas bilden mußte, was er vor Gabriele geheim zu halten hätte.

Vorher hatte er ihr alles erzählt, weil er glaubte, daß sie nichts davon verstünde. Denn es kam ihm nur auf das Reden an. Auch auf die Übersichtlichkeit, die er manchmal im Verlaufe eines Gespräches über seine eignen Zustände erhielt.

Jetzt aber war für ihn die Empfindung dieser Einheit verloren.

Er fröstelte plötzlich, trotzdem die Sonne warm auf seinen Händen und seinem Gesicht lag.

Das gab ihm wieder zu denken.

Diese unvermittelt und heftig auftauchenden

Digitized by Google

Erſcheinungen ängſtigten ihn. Er vermochte ſie nicht in eine klare Gedankenfolge zu bringen, ja überhaupt in keinen Zuſammenhang.

Zugleich erinnerte er ſich einer Stunde beim Arzte. Er hatte ihm geſagt, daß eben dieſer Trieb, die geringſten Senſationen des Gefühls in irgendeine Beziehung zu bringen, ſein Leiden vermehre. So ſuchte er jetzt gewaltſam loszukommen.

Er betrachtete die breiten dunkeln Streifen in ſeiner grauen Hoſe und die Bügelfalte, die wie ein koketter Kamm über das Knie hinunterlief.

Dies war alles in Ordnung.

Er atmete auf und lächelte zugleich über das unſcheinbare Motiv ſeiner ſeeliſchen Erleichterung.

Vor ihm lag ein großes, gelbes, halbdürres und ſchon zerfranſtes Blatt. Er hob es auf, und ihm war, als hätte er bis jetzt noch gar nichts von der Farbe der Blätter gewußt.

Da war zwiſchen den harten weißen Rippen ein Tanz von Grün und goldigem Orange und dunkelm Purpur und blaſſen grauen Tönen, die in einem ganz verblüffenden Raffinement daneben ſtanden.

Aber jetzt irrten ſeine Reflexionen wieder zum Prinzen zurück.

Roman Henry dünkte es, als ſei da für ihn eine Mitte, an die er wie gefeſſelt wäre.

Digitized by Google

Zuweilen konnte er ja davon wegsehen, wie ein Tier, das an einen Pfahl gebunden ist, schließlich auch in die Ferne zu schnuppern vermag.

Aber eben diese Ferne schien ja dem Prinzen versagt und die Ursache seines Lebenskampfes.

Und er selbst, schloß Roman Henry weiter, war seit jenem letzten Besuch scheinbar auch, und zwar nicht wenig, durch den Prinzen bedingt.

Eine unheimliche Bangigkeit hatte ihn wieder erfaßt.

Die Musik im Pavillon spielte jetzt den Brautchor aus Lohengrin.

Er war Roman Henry unausstehlich.

Was sollte ihm die Masse dieser geblähten Töne.

Ihm war, als stünde er vor einer Mauer, an der er nicht hinauf und auch nicht vorbei könnte.

Dazu diese furchtbare Müdigkeit, ohne daß er nachts einzuschlafen vermochte. Er rechnete plötzlich die Stunden Schlafes der vergangenen Woche zusammen und kam auf siebzehn. Dies erkannte er aus den Strichen, die er auf einer Visitenkarte bei sich trug.

Dazwischen versagte ihm das Gedächtnis. Er wollte an das Zimmer des Hotels denken und

Digitized by Google

war es nicht imſtande. Statt deſſen ſah er einen kleinen Hof im Quartier Montparnaſſe, an dem vor ſechs Jahren das Atelier eines Freundes lag. An der grauen Wand ſtand gen Abend oft ein ſchmutziger Junge und ſang.

Da war auch dieſes Bild verſchwunden, und er trug einen dumpfen, leiſen Schmerz in den Schläfen.

Als das Orcheſter abbrach, ſchaute er nach dem Pavillon. Das Klatſchen der Menge kam herüber, wie wenn ein Platzregen auf ein Steinpflaſter fällt.

Eine Geſtalt kam die Allee entlang, und er glaubte, Gabriele zu erkennen. Als ſie vorbeiging, war er wieder erſtaunt über die Täuſchung ſeiner Augen. Es war eine kleine Kokotte aus dem Quartier. Die einzige Ähnlichkeit mit Gabriele war, daß ſie beide eine Samttoque trugen.

Roman Henry ſchämte ſich vor ſich ſelbſt. Über dieſe peinlichen Irrungen ſeiner Sinne. Er ſaß da, wähnte er zuweilen, jemand gegenüber. Und dieſer andre war er ſelbſt vor etwa zehn Jahren. Und merkwürdig ſchien es ihm, daß jener ſchon ziemlich genau von ſeinem heutigen Zuſtand wußte.

„Komiſch," dachte ſich Roman Henry, „daß man etwas erfüllt, deſſen Geſtalt man in ſeiner ganzen Bedenklichkeit voraus weiß."

Digitized by Google

Er ſtand auf und ging nach dem Baſſin. Da waren die Kleinen mit ihren Segelbooten und den hohen, gelben Bambusſtöcken, mit denen ſie die Flotten dirigierten.

Dann kam ein Eſelwägelchen, und vier kleine blonde Mädchen mit roten Jäckchen ſaßen drin.

Er hätte mit einem der Kinder reden, ſo eine kleine warme Hand zwiſchen die ſeinen, die kühlen, fröſtelnden, legen und ſanft ſtreicheln wollen.

Aber das war ja ganz unendlich unmöglich, und die roten Jäckchen ſchwammen auch ſchon ganz ferne gegen das Senatsgebäude hin.

Nun trat er nahe ans Waſſer und fühlte, wie ihm der Wind vom Springbrunnen her einen Sprühregen ins Geſicht trieb.

Die Feuchtigkeit auf den Wangen tat ihm wohl, aber bald fror es ihn.

Jetzt dachte er daran, daß er in den nächſten Tagen den Prinzen doch beſuchen wollte. Er mußte all den Schwierigkeiten auf den Grund kommen. Aber wenn darin eine Entſcheidung liegen ſollte? Vielleicht war da eine Gefahr. Und zu beſchleunigen hatte er ſchließlich nichts.

Er wandte ſich aus dem Garten. Durch das Tor gegen die Rue Soufflot. Da kroch über den Platz ein alter Camelot. Auf dem Hut trug er einen Kranz von Zeitungen. Sein Ge-

Digitized by Google

ſicht war rot gefleckt, und der graue ſchmutzige Bart hing daran wie angeklebt.

„La Patrie! La Patrie!“ bellte er mit dem knurrenden Ton eines großen Hundes.

Roman Henry hatte eine merkwürdige Aſſoziation. Er dachte ſich: „Wenn König Lear Zeitungen verkauft hätte, wäre dies ſeine edelſte Maske geweſen.“

Oder: „Ein heutiger Lear müßte nicht im Felde wüten, ſondern Zeitungen verkaufen. Und ſeine königliche Scham hinter einem Drehorgelgeſang verbergen.“

Aber dies war ja im Grunde völlig gleichgültig.

Er ſetzte ſich vor der Taverne du Panthéon und wartete auf Gabriele, die hier vorbeikommen mußte.

Erſt verſuchte er, eine kleine Novelle im „Journal“ zu leſen. Es ging nicht. Das war ein ſchlechtes Zeichen. Sonſt las er die kraſſen, gegenſtändlichen Geſchichten, die wie Polizeiberichte gebaut waren, nicht ohne Spaß. Anna, die Köchin, hatte ſie ihm früher oft vorgeleſen. Und Annas Arme waren ſo dick und voll blauer Flecke, weil ſie die Herren kniffen, wenn ſie auf der Straße ging.

Wie klar er ſich doch an dieſe Zeit erinnerte.

Vor ihm ſetzte ſich ein Mädchen in großem, weinfarbnem Hut. Wenn er über die Zeitung

Digitized by Google

hinwegſah, ſchnitt der Rand des Papiers den Hals faſt wagrecht mit den Schultern ab. Ihre Haare ſetzten ziemlich weit oben an, ſo daß über dem Kragen des Jacketts noch ein ſchmaler, weißer Streif des Nackens blieb.

Roman Henry unterhielt ſich damit, die Rückſeite dieſes Kopfes zu betrachten, von dem er ja weiter keine Ahnung hatte. Es war ihm eine ſtille Beſchäftigung, ihn in allerlei Vermutungen zu verwickeln.

Gabriele ließ auf ſich warten; aber es ſtörte ihn nicht.

Der Hut vor ihm bewegte ſich einen Moment, und er hatte ſchon Sorge, das Mädchen würde ſich umdrehn. Aber ſie blieb wieder ſtill.

Wie drollig es doch war, dieſen Kopf und dieſen Hut ganz iſoliert über dem Zeitungsblatt ſchwebend zu haben. Wie eine merkwürdige, unmotivierte Sache in der Luft.

Da verſchwand aber auf einmal dieſe Viſion, und Roman Henry ſah klar und deutlich den rotgeſtrichenen Eiſenſtab quer im Fenſterkreuz ſeines Zimmers. Zugleich die langen, weißen Vorhänge mit ganz unmöglichen Blumen darin. Sie waren wie vielblättriger Klee mit gezahntem Rand.

Als er davon erwachte, war ihm das Zeitungsblatt auf den Tiſch geſunken, und das Mädchen war weg.

Digitized by Google

Eine Sekunde zweifelte er, ob sie überhaupt dagewesen. Aber da sah er sie quer über den Platz einem Herrn entgegengehn.

Roman Henry schaute ihr mit zugekniffnen Augen nach.

Wundervoll, wie sie dahinschritt. Als ob sie eine Leiter hinanstiege.

Sie setzte nicht die Fußballen auf, um die Sohle bis zur Spitze zu biegen, sondern stapfte gleich mit dem ganzen Fuß; sie mußte wohl beim Gehn ihre Kniee etwas beugen. Es glich dem trotzigen Schritt eines Rennpferdes.

Nun war sie mit dem Herrn im Getümmel verschwunden.

Ringsum lärmte wieder das Geschrei der Camelots. Ein Automobil kam heran geschnaubt und stand in einem Ruck hart am Trottoir.

Der Gérant zeigte sich an der Türe des Cafés.

Zwei Herren und eine Dame von schlankem, amerikanischem Typus stiegen aus.

Roman Henry sah sich nach Gabriele um, aber sie zeigte sich noch nicht.

Er zahlte und beschloß, nach Hause zu gehn.

Als er heimkam, war Gabriele eben ausgegangen. Er setzte sich ans Fenster und sah auf die Straße. In die dunkeln Fenster der Sorbonne schien jetzt Leben zu kommen. Schatten glitten hinter den vergitterten Scheiben.

Digitized by Google

Unten ging ein Mann vorbei mit einem Sack auf dem Rücken, sah an den Häusern hinauf und schrie: „Habits! Habits!“

Roman Henry sank der Kopf auf die Brust. Eine weiche lähmende Müdigkeit kam über ihn, wie er sie lange nicht mehr empfunden. Es war ihm wie ein Trost.

Wie er erwachte, stand unten an der grauen Wand ein Orgelmann. Er war barhäuptig und hatte seine Mütze auf dem Orgelkasten gelegt, der auf einem dreirädrigen Karren ruhte.

Er drehte die Kurbel und sah vor sich hin auf den Boden. Und kein Sous-Stück entging ihm, das auf die Straße klirrte.

Und jedesmal sagte er, ohne aufzusehn, mitten in seine larmoyante Musik: „Merci, Madame . . .“

Es war die Gnadenarie aus „Robert der Teufel“.

Roman Henry dachte daran, daß die pariser Orgeln seit vielen Jahren alle dasselbe spielen. Dieselbe Gnadenarie hatte er damals in der Avenue du Maine gehört. Mit denselben merkwürdigen Unterbrechungen und Intervallen.

Es schien, als ob sehr viel Regen schon in das Instrument geflossen, als ob es zwischendurch seufzte und hustete.

Damals war er selbst noch ganz gesund. Und es war Frühling. Und die Blätter hingen grün und schwer an den Kastanienbäumen. In den

Digitized by Google

Nächten tanzten die jungen Mädchen auf der Straße und sangen Liebeslieder.

Roman Henry sann zurück und war ganz erschüttert. Er hatte es nicht gewußt, daß er damals im Frühling stand.

Wie er sich umsah, saß Gabriele auf dem Bett und ließ ihre Beine hin und her baumeln.

„Du hast geschlafen?“ fragte sie.

„Ja, bist du lange hier?“

„Schon eine Stunde.“

Es war etwas dunkel geworden. Gabrielens Gestalt hob sich schmal und zierlich von der Wand. Und die Kissen und Bettlaken waren in der Dämmrung ganz grau.

Die Straße aber erschien weiß, wie in einem Nebel.

Gabriele trat näher an Roman Henry heran. Sie hatte noch den Hut auf und die Handschuhe an.

„Liebster . . .“ sagte sie nur leise und fuhr ihm mit ihren kleinen Händen über das Gesicht.

Sie sah zum Fenster hinaus, und er folgte ihrem Blick. Niemand war unten.

„Warum siehst du da hinaus?“ fragte er unvermittelt.

„Darf ich das nicht?“ Gabriele lächelte etwas verschmitzt.

„Ich wollte dich fragen, woran du denkst,“ sagte er jetzt und lehnte sich zurück.

Digitized by Google

„Ich finde, daß dieses Fenster merkwürdig ist, so ganz bis zum Boden, hoch wie eine Wand."

„Findest du?" Roman Henry sann eine Sekunde nach. Es mochte wohl so sein. Aber was ging ihn das an.

Gabriele sprach jetzt von der Schneiderin. Sie hatte ein Kleid probiert, und er sollte nun auch einmal hinkommen, um es sich anzusehn.

„Ja, gewiß . . ." sagte Roman Henry, und Gabriele wußte, daß er nie hingehn würde, denn er konnte ja die vielen Treppen nicht steigen, selbst wenn er noch den guten Willen gehabt hätte.

Gabriele entdeckte auf dem Tisch einen Brief und hielt ihn im Halbdunkel gegen die Fensterscheibe.

Roman Henry war erschrocken, tat aber, als ob ihn das Schreiben gar nicht interessiere. Konnte es vom Prinzen sein? War etwas mit ihm geschehn?

Gabriele drehte das elektrische Licht auf.

Der Brief war vom Arzt. Er enthielt ein Rezept.

Roman Henry atmete ruhiger.

Er hielt das Papier in der Hand: „Seit zwei Jahren hat sich die Konzentration der Lösung genau verdoppelt," sagte er.

Gabriele stand vor dem Spiegel beim Kamin. Sie steckte ihre Haare zurecht. Dann fragte sie

Digitized by Google

mit einer vor Verlegenheit faſt zwitſchernden Stimme: „Iſt es möglich, daß dies in zwei Jahren noch einmal geſchieht?“

„Nein,“ antwortete Roman Henry, ſprach aber nicht weiter darüber.

Gabriele hatte ſich geſetzt und ſchien in eine Betrachtung verſunken. Sie hatte die Lider halb geſchloſſen, als ſähe ſie nicht auf den Boden, ſondern auf ihre Oberlippe. Ihre Naſenflügel vibrierten leiſe.

„Du denkſt daran, wie dies zu Ende gehn ſoll?“ Roman Henry war etwas vornübergeneigt und beobachtete ſie ſcharf, als freute es ihn, ihre Verlegenheit zu vertiefen.

„Ja, daran denke ich,“ ſagte Gabriele einfach, und Roman Henry fühlte, wie ihr das Weinen in den Mund kroch.

„Du biſt eine treue Seele . . .“ Seine Stimme klang ſanft und ſtreichelnd. Gabriele aber ließ ſich ganz gehn und ſchluchzte jetzt laut und anhaltend.

Roman Henry ließ ſie ſich ausweinen und blieb ſtill, um ſie nicht zu ſtören. In ſeinem Innerſten aber war ihm eine Weile unendlich wohl. Er empfand dies alles wie eine Stütze für ſich.

Gabriele war aufgeſtanden und vor den Spiegel getreten. Nun lachte ſie. Sie hatte ſich den

Digitized by Google

ganzen Puder weggeweint. Sie ging zum Waſchtiſch, wuſch ſich die geröteten Augen aus und begann dann, auf die Lippen und in die Augenwinkel ein klein wenig Rot aufzulegen. Dann puderte ſie ſich.

Als ſie ſich wieder nach Roman Henry umſah, lächelte er mild und ſchaute in ihr rundes, kokettes Kindergeſicht.

Sie gingen jetzt jeden Abend auf eine Stunde in den Cinéma. Roman Henry mußte das haben für ſeine Augen. Das Flirren der Bilder brachte in ihnen im Verlauf einer kurzen Zeit eine derartige Überanſtrengung und Müdigkeit hervor, daß er darauf ſchlafen konnte.

Dies hatte er als Rettungsmittel gefunden, und er bangte ſchon jetzt vor dem Moment, da die Nerven ſo ſehr daran gewöhnt wären, daß die Wirkung ausbliebe.

Die Vorſtellung hatte noch nicht begonnen.

Gabriele ſaß ruhig und träg neben Roman Henry.

„Wie iſt dir?“ fragte er.

„Ich habe zu viel gegeſſen,“ ſagte ſie und ſah mit einem weichen, verſchleierten Blick zu ihm auf.

Roman Henry lachte laut.

Auf den Sitzen nebenan ſaßen Soldaten und

Digitized by Google

Frauen, die keine Hüte trugen, ſondern nur ein Tuch um den Kopf geſchlagen hatten, das jetzt auf ihrem Schoß lag.

Ein Hündchen lief plötzlich in den Saal, und hinterher ein Kind. Die Frauen waren vergnügt und ſagten: „Wie nett das Kind iſt . . .“ Und eine nebenan erzählte ihrer Nachbarin von ihrem Sohn, der in Algier Kaufmann war.

„Er hat eine ſehr ſchöne Stellung,“ ſagte ſie und war ſo ſtolz.

Das Kind hatte jetzt das Hündchen um den Hals gefaßt und war umgefallen. Alle hoben ſich von den Stühlen und ſchauten. Da lief aber ein junges Mädchen herzu in einem dunklen Rock und roter Bluſe. Dies war die Mutter des Kleinen.

„Wie jung ſie noch iſt . . .“ ſagte Gabriele und hatte ganz andächtige Augen.

Vorn begann jetzt der Klavierſpieler einen Marſch zu hämmern. Er ſpielte ganz unmotiviert laut. Inzwiſchen fingen die Leute wieder zu reden an.

Die erſten Bilder intereſſierten Gabriele wenig. Sie wartete mit Ungeduld auf die Geſchichte mit dem Polizeihund.

Roman Henry ſah ſtarr auf die belebte, ſchimmernde Fläche und empfand nur die Bewegung der Lichter und Schatten, ohne an einen Inhalt

Digitized by Google

zu denken. Zuweilen ſchloß er die Augen und fühlte dann nur die Gegenwart Gabrielens, die etwas eingeknickt neben ihm ſaß.

Es war wieder hell und ſchon ein halbes Dutzend von Bildern vorbeigegangen, als Gabriele ſeine Hand faßte. „Jetzt muß es kommen," ſagte ſie.

Aber es war erſt das übernächſte Bild.

Da verkauften zwei Apachen einem Polizeikommiſſar einen Hund, der auf Poliziſten dreſſiert war. Und wie die beiden mit meckernden Geſichtern zur Türe hinaus verſchwanden und der erſte Poliziſt auftrat, fuhr er ihm in die Beine und jedem, der nach ihm kam.

Gabriele zitterte vor Glück und kniff Roman Henry vor Freude, daß er ihre Hand am Knöchel faßte und wie ein Stück Holz vor ſich hinhielt.

Die Poliziſten ſtürzten und purzelten über die Straße, rannten Stiegen hinauf, über Dächer weg, verſanken plötzlich alle in eine Kloake. Oben aber ſchnupperte der Hund.

Roman Henry berührte am merkwürdigſten, wie ſie alle von einem Dach herunter aufs Pflaſter ſauſten, wie Gummimänner ſofort auf den Beinen und wieder fort waren.

Dies blieb ihm im Auge. Der Fall. Der weiße Streif die Wand hinunter.

Auf dem Programm las er: „Mouſtache —

Digitized by Google

denn dies iſt des Hundes Name — hat nun wieder einmal bewieſen, daß ein Hund wohl der wahre Freund der Menſchen, nie aber der Poliziſten iſt.“

Gabriele war begeiſtert und fand dies ganz richtig und durchaus ihrem Empfinden entſprechend.

Aber Roman Henry war ſchon müde und wollte gehn.

Die Uhr an der Egliſe de la Sorbonne hatte zwei Uhr geſchlagen. Gabriele lag wach und glaubte, Geräuſch in Roman Henrys Schlafzimmer zu hören.

Er ging wohl zwiſchen dem Tiſch und dem Fenſter hin und her, wie er es oft tat.

Von der Straße her drang langanhaltendes Schreien und Geſang. Dann das Schnauben der Eiſenbahn, die jetzt den Boulevard St. Michel hinunter zu den Hallen fuhr.

Gabriele rekelte ſich wohlig in den warmen Decken. Jetzt war es draußen grau und kühl. Die Cafés wurden dunkel, und die Gasflammen hingen trüb in der dunſtigen, ſchweren Luft.

Nur unten bei der Boulangerie ſtanden noch Menſchen mit müden Augen und ſchlaffen Geſichtern und kauten vor der Türe Sandwichs.

Dazu ſchäkerten die Mädchen, die die ganze Nacht noch keinen Herrn gefunden. Ihre Stim-

Digitized by Google

men aber waren grell und gezwungen, wie jemandes, der mit halb erstarrtem Gesicht noch Komödie spielt.

Gabriele sann über diese Merkwürdigkeiten, als Roman Henry nebenan das Fenster öffnete.

Dann war es eine Weile regungslos still.

Gabriele hatte sich im Bett aufgerichtet. Nun hörte sie, wie er oben am Laden den Haken zog.

Sie hatte einen seltsamen Eindruck. Als ob der Laden gar nicht von innen, sondern von außen geöffnet worden wäre.

Aber das war ja nicht möglich, denn sie befanden sich in der dritten Etage.

Gabriele fürchtete sich plötzlich und wußte nicht, wovor. Eine ganz gräßliche Geschichte fiel ihr ein, die ihr die Mutter einst erzählt, da in Paris — es war für ihre Mutter eine unerhört gefahrvolle Stadt — ein Mensch in einem rätselvollen Bett im Schlaf von der niedersinkenden Decke erstickt worden war.

Man konnte sich dies gar nicht vorstellen, und wenn ihr auch der Gedanke, starr dazuliegen und zu sehn, wie der Plafond, gleich einer Presse, immer näher kam, als ein widerwärtiger, wüster Traum erschien, floß ihr doch jetzt ein peinliches Gruseln bis in die Fußspitzen.

Erst dachte sie daran, zum Waschtisch zu laufen und das Gesicht ins kalte Wasser zu stecken. Dies

Digitized by Google

half ihr ſonſt gegen die Geſpenſter. Aber würde das Roman Henry nicht auffallen? Er wüßte dann, daß ſie ſich gefürchtet. Und dies wollte ſie nicht.

Doch es litt ſie nicht mehr im Bett. Sie ſtand auf und ſchob ſich leiſe gegen die Türe, die auf einmal offen ſtand.

Gabriele wußte auch ſpäter nicht, ob ſie ſie in Wirklichkeit ſelbſt geöffnet, oder ob ſie nur angelehnt und von einem Windzug aufgegangen war. Der Vorgang entzog ſich ganz der Kontrolle ihres Bewußtſeins.

Sie war aber ſo erſchrocken, daß ſie keinen Laut von ſich gab, oder vielleicht nur leiſe und kläglich wimmerte.

Vor ihr ſtand das Fenſter weit offen, und Roman Henry hing über den Eiſenſtab weg in die Nacht hinaus. Regungslos.

Eine martervolle Beklemmung ſtieg ihr langſam vom Magen zum Hals hinauf.

Angewurzelt blieb ſie ſtehn und ſtarrte nach dem lebloſen Körper, der wie ein Tuch über der Stange lag. Der gelbe Pyjama hing ihm weit und ſchlotterig um die Glieder und ließ ſie in grotesken, unwirklichen Formen erſcheinen. Vom Kopf und den Armen ſah ſie nichts.

In den nächſten paar Sekunden hatte ſie ſich damit abgefunden, daß er tot ſei. Ihr Gehirn

Digitized by Google

konſtatierte dies einfach und klar, ohne daß ſie irgendeine Empfindung damit verbinden konnte.

Sie fühlte noch keinen Schmerz, ſondern nur einen furchtbaren Druck auf der Bruſt und den Eingeweiden.

Erſt konnte ſie noch an ihm vorbei auf die Straße ſehn. Das Pflaſter war naß und glänzend. Dann weinte ſie leiſe. Wie ein Kind hockte ſie am Boden.

Da richtete ſich Roman Henry auf und ſah ſich um. Er ſah nur die offne Türe und ſchloß behutſam das Fenſter, wie einer, der daran iſt, auf einer unlauteren Sache ertappt zu werden.

Leiſe verſuchte er, auch die Türe zu ſchließen, als ſein Fuß an Gabriele ſtieß, die mit entſetzten Augen und lautloſen Lippen zu ihm emporſtarrte.

Er hob ſie auf, und ſie hing ganz leblos in ſeinen Armen. So trug er ſie hinein und ſetzte ſie auf ihr Bett.

Als er das Licht aufgedreht hatte, blickte ſie noch mit derſelben Ängſtlichkeit um ſich und war völlig verſtört. Ein Zucken ging durch ihre Glieder, als ob es ſie fröſtelte.

Da nahm Roman Henry ihre kleinen Füße in ſeine Hände und ſuchte ſie zu wärmen, ſprach gütig und voll Liebe zu ihr wie zu einem verwirrten Kind, und Gabriele lehnte ſich an ſeine Schulter und wußte kein Wort zu ſagen. Erſt

Digitized by Google

allmählich quoll ein frohes, befreiteres Atmen in ihr auf, wenn sie auch noch gar nicht imstande war, über das Geschehene nachzudenken.

Roman Henry aber sprach gar nichts vom Fenster. Er fragte auch nicht, aus welchem direkten Grunde sie eigentlich weinte, sondern kam sich wie ein Büßer vor, der ein absonderliches Gelüst mit einer Katastrophe gesühnt und noch zu sühnen hätte.

Vielleicht war es auch gerade das Empfinden, daß er sie mit der einfachsten, aufrichtigsten Erklärung des sonderbaren Ereignisses aus irgendeinem schwierigen Zusammenhang nicht trösten konnte, was Gabriele so lange nicht zu sich selbst kommen ließ.

„Ich möchte schlafen," sagte sie zuletzt; und dies war das einzige Wort, das sie während des ganzen Vorganges gesprochen.

Roman Henry hüllte sie ein, küßte sie auf ihre müden, nassen Augen und löschte aus.

Dann ging er vorsichtigen Schrittes. Wie aus einem Krankenzimmer.

Aber er hatte in dieser Nacht doch einen Schlüssel zu mancherlei gefunden, und dieser Ausblick verscheuchte nicht nur etliche seiner trüben Träume, sondern ließ auch in seinem körperlichen Befinden eine offenkundige Besserung eintreten.

Zwei Tage darauf saß er nachmittags vor dem

Digitized by Google

Kamin. Es war draußen kühl und regnete einförmig und mit der Aussicht auf eine große Dauer. Vor ihm prasselte das Kohlenfeuer und warf zuweilen kleine feurige Stücke ins Zimmer, die dann runde braune Löcher in den Teppich fraßen.

Gabriele schlief nebenan.

Roman Henry hielt ein Reagenzglas mit Wasser in der Hand, nahm dann eine Messerspitze Morphium und eine solche Kokain und hielt das Glas über das Feuer.

Anfänglich war unten noch ein heller Niederschlag. Aber schnell lösten sich die Kristalle.

Zwischendurch fiel ihm ein, daß Morphium bei sehr hohen Temperaturen die Wirkungsfähigkeit verliert.

Sorgsam schüttete er dann die Lösung in einen Kristallflakon.

Durch das halboffne Fenster hörte er Kinder von der Straße schreien. Langgezogene Töne eines Nebelhorns kamen von der Seine her.

Es war ihm ganz froh zumut.

Wie lauschend stellte er sich ans Fenster. Wenn er jetzt hinuntersah auf die Holzklötzchen des Pflasters, lag für ihn darin etwas aufreizend Fesselndes.

In jener Nacht hatte er dies entdeckt. Plötzlich war es ihm zum Bewußtsein gekommen,

Digitized by Google

daß da etwas beſtand, was für ihn vielleicht eine Entſcheidung bedeutete.

Mit faſt ehrfurchtsvoller Scheu gingen ſeine Gedanken um dieſes für ihn noch ungeklärte Feld herum. Vielleicht lag da etwas derart Starkes, Überwältigendes, daß es einen Gegenſatz darſtellte zu allen andern krankhaften Senſationen, die er nicht mehr entbehren konnte. Wenn das möglich wäre, war er gerettet.

Der Gedanke ſtieg ihm wie ein jubelnder Rauſch ins Gehirn, und das Blut pochte ſo ſtark in den Schläfen, daß ihm ſchwindelte.

Er mußte ſich ſetzen.

Es überfiel ihn wieder eine furchtbare Depreſſion. Wenn für dieſe Möglichkeit, ſagte er ſich, irgendeine logiſche Begründung aufzubringen wäre, hätte ſie für ihn keinesfalls dieſen überwältigenden Charakter. Dann war es etwas Normales, etwas, was ihm der Arzt auch ſchon längſt in Ausſicht geſtellt hatte. Im Unwahrſcheinlichen, Unmöglichen lag für ihn die Täuſchung.

Roman Henrys Geſicht war im Ausdruck des Mundes und der Flächen um die Augen wieder ſehr kläglich. Er hatte den Ausblick verloren.

Er wußte in ſeinem jetzigen Zuſtand noch, wie ſehr er ſeinen Schlüſſen zu mißtrauen hätte.

Trübſelig ſtarrte er hinunter. Da kam es

Digitized by Google

wieder über ihn. Diesmal stärker. Er wollte sich jetzt auch gehen lassen. Der Sensation entgegenkommen.

Langsam stieg es von unten zu ihm auf wie Kreise. Es lag darin gar nichts Sonderbares mehr. Aber eine Sekunde lang, vielleicht nur während der Dauer eines Atemzuges, war ihm, als ob die Tiefe schwand. Die Kreise waren genau auf der Höhe der Fensterbank.

Er wußte sich nicht zu fassen. War das eine Entdeckung? O, er war ja weder ehrgeizig, noch prätentiös. Es lag ihm nicht daran, daraus einen wissenschaftlichen oder ökonomischen Nutzen zu ziehen. Aber wenn es möglich wäre, unter gewissen, natürlichen, seltenen Umständen das ganze Schema der Anschauung von drei auf zwei Dimensionen zu reduzieren, — was wäre das für ein Gewinn!

Zu seltsam! Einen Augenblick vermochte er nicht mehr weiter zu denken. Er hörte nur die Halsader klopfen.

Das Problem war so groß, daß es ihn ängstigte.

Mit beiden Händen hielt er die Lehne des Stuhles und blickte mit listigen Augen umher und blinzelte hämisch, als ob ihm jemand gegenübersäße, der diese Tatsachen zu bestreiten suchte.

Allmählich wurde ihm das Bild wieder klarer. Die Kalkulation stimmte doch nicht ganz. Es

Digitized by Google

fehlte ja eigentlich nur die Tiefe. Die Höhe ſchien noch unweigerlich vorhanden, und die Verminderung betrug nur ein halb.

„Schade," ſagte er ſich, „daß die Abrundung nicht vollzogen werden kann."

Jetzt wurde er aber auf einmal ſehr ſchwach und ſank zurück. Er wollte noch nach dem Tiſch greifen, um den Flakon in die Hand zu bekommen.

Aber ſchon ſchlief er ein.

Am folgenden Morgen erwachte er mit einem quälenden fröſtelnden Gefühl. Seine Hände waren kalt, und wo er ſich antaſtete, war die Haut trocken und kühl.

Es erfaßte ihn eine unendliche Sehnſucht nach Wärme. Er beſprach mit Gabriele ausführlich einen Plan, nach Cannes zu fahren. Das würde ihm helfen. Da wollte er die Nachmittage in einem Rohrſtuhl in der Sonne liegen und auf die dunkelblaue Fläche des Waſſers ſehn. Oder im Palmengarten eines Hotels unter Glasſcheiben in einem weißen, glänzenden Meer von Licht ſich röſten laſſen.

Er gab Gabriele einen Band Maupaſſant: „Sur l'Eau". Sie mußte ihm daraus vorleſen. Vielleicht wollten ſie dann auch nach Korſika hinüber. Korſika, wie ſchön würde das ſein! Lange Wagenfahrten wollten ſie machen durch dichte, unheimliche Wälder. Und wieder dem Meere entlang.

Digitized by Google

Aber Roman Henry hatte das Lesen bald satt. Gabriele las auch schlecht; sie verstand oft den Sinn nicht. Das war erst komisch; nachher aber ermüdete es.

Gegen Mittag wurde der Zustand besser. Roman Henry hatte sich eine Injektion gemacht und wurde darüber wieder frisch.

Merkwürdigerweise tauchte erst jetzt der Gedanke von der Tiefe wieder auf. Roman Henry war völlig erstaunt, daß er ihn den ganzen Morgen, ja auch im Verlauf des vorigen Abends, ganz verlassen hatte.

Jetzt aber trug er wieder Kraft in sich, um dem Problem auf den Grund zu kommen.

Erst versuchte er das Experiment mit den Ringen. Er sah hinaus wie gestern; an der Wand der Sorbonne reflektierte die gelbe Herbstsonne auf das Pflaster. Das Wetter, die Temperatur waren ungünstig. Die Ringe kamen nicht.

Aber Roman Henry schöpfte Mut. Er kam sich vor wie ein Physiker vor dem Experimentiertisch. Eine stille glückliche Geschäftigkeit hatte ihn erfaßt.

Hinter den dunkeln Scheiben der Sorbonne gingen Gestalten mit braunen Blusen. Eine Gasflamme brannte trüb. Es mußte da ein Laboratorium sein.

Digitized by Google

„Komiſch," ſagte er ſich, „die gehen da drüben herum mit Gläſern und Retorten, und keiner iſt noch darauf gekommen, daß der Begriff der Tiefe ein Hirngeſpinnſt iſt, das aus den Funktionen des Intellektes ausgeſchaltet werden kann. Darunter iſt vielleicht einer, der ſich ſogar mit der vierten Dimenſion beſchäftigt, und ich vermindre alles auf zwei, — auf zwei und eine halbe."

Die Rechnung ſchien wieder nicht klar zu ſein.

Er ſeufzte und ſchloß die Augen. Wie ihn dies ermattete, dieſes Kalkulieren. Aber es lag doch etwas eminent Großartiges darin.

Am beſten war es ſchließlich, eine Zeichnung zu machen, die Situationen zu fixieren. Wenn es dann bewieſen war, konnte niemand die Erfahrung als Flunkerei bezichtigen.

Roman Henry gewahrte, wie doch eine ſtarke Ambition in ihm wuchs.

Aber das mit der Zeichnung hatte ſeine Schwierigkeiten. Es war nicht ſo leicht, die verſchiednen Pläne und Ebenen auseinander zu halten.

So verſuchte er eine Demonſtration mit zwei Poſtkarten. Die eine legte er auf den Tiſch, die andre ſtellte er im rechten Winkel dazu.

Entſetzlich! Die dritte Dimenſion war dennoch da. Selbſt wenn die Karte auf dem Tiſch den

Digitized by Google

obersten der Kreise bedeutete. Er hatte nur die Grundfläche verändert. Höhe und Tiefe war ja kein Gegensatz!

Mit offnem Mund saß er über den Tisch geneigt. Warum sollte nun alles wieder zerschlagen sein? Er war erschüttert, wie ein Junge, dem ein Dom aus Spielhölzern eingestürzt ist, der doch eigentlich stehen sollte.

Da wurde er ganz bescheiden.

Konnte das mit der Tiefe nicht für ihn ganz allein, in Beziehung zu seinem Dasein etwas Besondres sein?

Langsam hellten sich seine Blicke auf.

Dies war der Punkt, auf den es ankam. Er wollte die Erfahrung still für sich ausbilden, wie man etwas Liebes und Teures pflegt. Wenn er auch die Konsequenzen noch nicht absah. Er hoffte, mit der zuversichtlichen Gier eines Kranken.

Es war jetzt Mitte Oktober. Über den Nachmittagen lag noch eine laue leuchtende Wärme.

Roman Henry ging nun immer nach Tisch in den Luxembourggarten. Gabriele begleitete ihn bis zum Portal und kehrte dann um.

Er hatte selbst ein Gefühl, wie seltsam das Bild war, wenn sie zusammen dahinschritten. Gabriele zierlich und kokett, mit schüchternen und doch listigen Augen, auf ihren hohen Absätzen

Digitized by Google

vergnügt einhertrottend. Und er in dem weiten engliſchen Paletot, der ſeine Hagerkeit doch nicht verbergen konnte, wie eine wandelnde Unſicherheit. Als hätte er eine Scheu vor jedem Tritt.

Wenn Gabriele wieder zurückging, ſtand er oft noch hinter dem hohen Eiſengitter, hielt ſich an den Stäben und ſchaute ihr nach.

Sie ſah ſich nie, oder nur ſelten, um. Sie hatte ihn hergebracht, er hatte ihr die Wange geküßt, und nun trottete ſie wieder zurück. In jedem Fall war ihre Pflicht getan. Sie zog nicht die Gedanken einer Bewegung in die einer andern über, ſondern trennte mit ſelbſtverſtändlicher Sorgfalt.

Roman Henry wollte dies erſt als ſchmerzlich empfinden. Wenn er ſich auch über die Zuneigung der Frauen ſonſt keine allzu großen Hoffnungen machte und ihre trügeriſchen Möglichkeiten kannte, glaubte er doch immer wieder, was Gabriele anbetraf, an einen ſeltnen Fall. Sie hatte noch das Zutrauen zu ihm, das ein Weib zumeiſt zu dem Manne beſitzt, der zuerſt ihr Leben, in dem beſondern Sinn, der hier vorlag, geſtaltet.

Darauf ſtützte er ſeine Reflexionen, wenn er ſich zugleich auch eingeſtand, daß ſein Glaube an Gabriele doch wohl, ja in einem ganz großen Maße dem Bedürfnis nach Anhänglichkeit und

Digitized by Google

Liebe entſprang, welcher Wunſch nur zu ſehr in ſeinem jetzigen, zuweilen faſt troſtloſen Zuſtand begründet war.

Roman Henry ging unter den Bäumen weiter im raſchelnden Laub. Er trug wieder jene qualvolle Unruhe in ſich, die er zwar ſeit Jahren empfand, die ſich aber ſeit einem Monat in einer unerträglichen, unabſehbaren Steigerung befand.

Längſt hatte er ſich entwöhnt, an das Endziel ſolcher Qualen zu denken. Das Denken ſelbſt brachte ihn auf noch ſchwankendere Zweige. Darin lag ja auch ſeine Sympathie für den Prinzen, der, wie er es abſchätzte, an einem ähnlichen Übel litt.

Roman Henry hatte ſich auf eine Bank geſetzt und überlegte ernſthaft, ob es eine Anziehungskraft der Individuen gleicher Krankheitszonen gäbe.

Er vermochte keinen Beweis dafür zu finden.

Als er aufſah, ſaß neben ihm ein Herr. Er ſtreifte ihn nur mit einem Blick. Da hob der andre ſeinen Hut und grüßte.

Roman Henry erinnerte ſich nicht, ihn je gekannt zu haben, und verzog keine Miene.

Während er aber zur Fontaine de Médicis hinunterſtarrte, rekonſtruierte er ſich ſein Bild. Er ſchien klein, mit einem dunkeln, aber grau

Digitized by Google

ſchimmernden Spitzbart. Trug ſchlechte Wäſche. Hatte unangenehm durchbohrende Augen.

Da hörte er den andern ſagen: „Doktor Belman.“

Roman Henry rührte ſich nicht. Er war faſt ängſtlich. Was wollte der Menſch von ihm? War es ein Bettler? Oder ein Vermittler von irgendeinem Maiſon de Rendez-vous?

„Ich habe leider nicht das Vergnügen, Sie zu kennen, muß Ihnen aber geſtehn, daß ich Sie ſchon lange beobachtet,“ fuhr der andre mit engliſchem Akzent fort.

„Beobachtet . . .?“ Roman Henry drehte ſich nach ihm um, konnte aber den glänzenden, ſtahlfarbnen Blick des Menſchen kaum aushalten.

„Ja — beobachtet ſeit zwei Wochen. Ich ſaß ſchon vorgeſtern neben Ihnen auf der Bank vor dem Pavillon, aber Sie ſahen mich nicht. Dann weiß ich neuerdings auch, wo Sie wohnen.“ Doktor Belman lächelte etwas leiſe und zuverſichtlich, als wollte er damit Mut machen.

„Was haben Sie für ein Intereſſe, mich zu verfolgen?“ fragte Roman Henry gleichgültig und matt.

„Oh, ein ſehr großes . . . Es iſt ſo groß, daß ich es Ihnen im Moment nicht einmal präziſieren kann, das heißt: eine nähere Angabe

Digitized by Google

möchte Ihnen vielleicht ſchaden.“ Doktor Belman zuckte mit den Schultern, wiegte ſeinen Kopf und tat wie einer, der aus irgendeinem Grund im Beſitz eines ſtarken Einfluſſes iſt.

„Aber, was wollen Sie denn von mir?“ Roman Henry wurde gereizt. „Ich bin doch keine Kokotte, die man auf der Straße anſpricht!“ Er wollte recht grob ſein, um den Menſchen wegzubringen.

Es mißlang ihm aber völlig. Doktor Belman lächelte überlegen und nachſichtig. Er ſchlug ſich mit der zuſammengefalteten Zeitung, die er in der Hand hielt, aufs Knie, und ſann eine Sekunde, als überlegte er ſich einen Plan oder eine größere Anſprache.

„Sie mißverſtehn mich vollkommen,“ hub er jetzt mit einem beſtimmten kräftigen Rhythmus an.

Roman Henry knöpfte ſich ſeinen Paletot zu und wollte weggehn.

Da legte ihm Doktor Belman ganz ſanft den Arm auf die Schulter und ſagte in merkwürdigem, faſt tröſtendem Ton: „Bleiben Sie ruhig. So lange ich nicht will, werden Sie den Platz doch nicht verlaſſen.“

Roman Henry meinte nur trocken: „Sie ſind komiſch . . .“ Aber er blieb doch ſitzen. Der Menſch intereſſierte ihn nun. „Wiſſen Sie,“

Digitized by Google

fuhr er fort, „auf Gewalttätigkeiten reagiere ich gar nicht. Sie machen sich da nur lächerlich. Ersparen Sie sich das.“

Doktor Belman blinzelte ihn an, wie man eine Zielscheibe ganz in der Ferne betrachtet.

„Ich habe Sie unterschätzt,“ sagte er jetzt fröhlich.

„Das scheint mir so zu sein,“ erwiderte Roman Henry.

„Nicht Sie als Persönlichkeit, oder in Ihren Fähigkeiten, sondern einzig Ihren Willen.“ Doktor Belman sprach schnarrend vor sich hin, als gebe er sich selbst über einen gedanklichen Prozeß dabei Rechenschaft.

„Meinen Willen . . . na ja . . ,“ fügte Roman Henry hinzu und verzog seine Mundwinkel.

„Aber Sie sind für mich deshalb durchaus nicht weniger wertvoll. Im Gegenteil, Ihr Fall kompliziert sich dadurch und kann vielleicht neue, noch gar nicht bekannte Abstraktionen zulassen . . .“

„Meinen Sie . . .?“ fragte Roman Henry amüsiert.

„Das ist meine Überzeugung.“

„Und worin besteht denn Ihr Interesse an mir?“

„Das ist, wie ich Ihnen schon andeutete, nicht sofort und eindeutig zu sagen, weil daraus in Ihren psychischen Zuständen Reflexerschei-

Digitized by Google

nungen hervorgerufen werden könnten, die den Gang der Unterſuchung ſtörten."

„Der Unterſuchung . . .?"

„Ja, dies kann ich Ihnen eingeſtehn, daß Sie ſeit einigen Tagen das Objekt meiner Beobachtungen ſind." Doktor Belman zog ein Notizbuch aus dem Überrock und blätterte mit nervöſen Händen.

„Mich intereſſiert dies ſehr wenig, und wenn Sie geſtatten, werde ich jetzt gehn." Roman Henry war aufgeſtanden.

Doktor Belman ſchien darüber ſo verblüfft, daß ihm ſein Notizbuch in den Schoß ſank. Mit hilfloſen, klagenden Augen ſtarrte er zu ihm auf und wackelte nur fortwährend mit dem Kopf.

Roman Henry empfand plötzlich Mitleid mit ihm und ſetzte ſich wieder.

„Ich dachte doch . . ." ſagte er jetzt. „Wie kann ein Menſch von Takt eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung ſtören!"

Da drehte ſich Roman Henry nach ihm um und fragte ihn leiſe: „Halten Sie mich für einen Verrückten?"

Doktor Belman atmete einmal, ehe er antwortete, ſagte dann aber: „Nein."

Nun ſprachen ſie beide nicht mehr. Roman Henry ſchaute nach einem Kinde, das vor ſeinen

Digitized by Google

Füßen im Sande spielte. Doktor Belman war für einen Augenblick ratlos.

„Es friert Sie?“ fuhr er aber nach einer Weile fort und sah nach Roman Henrys blasser rechter Hand, über die ein brauner schwedischer Handschuh halb zurückgestreift war.

„Woher wissen Sie das?“

„Ich kann mir dies denken.“

„Soll dies auch mit Ihren Beobachtungen zu tun haben?“

„Es ist ein Symptom Ihrer Krankheit.“

Roman erwiderte nichts. Er hatte das letzte auch kaum gehört. Dafür empfand er aber ganz deutlich, daß er jetzt, falls er am Fenster wäre, die Ringe steigen sähe. Ein betäubender Druck lag auf seinem Gehirn.

Dies schien Doktor Belman zu ermutigen. Er sagte ihm mit ruhigem Tonfall, ohne ihn eine Sekunde aus dem Blick zu lassen: „Sie sind Morphinomane?“

Roman Henry knöpfte seinen Handschuh zu und fixierte ihn eine Weile, als säße er gar nicht neben ihm, sondern am andern Ende des Weges.

Darauf meinte er gequält: „Es ist unerträglich, wie Sie sich in meine Privatangelegenheiten mischen.“

„Allerdings, aber es geschieht ja nicht, um eine persönliche Neugier zu befriedigen.“ Doktor

Digitized by Google

Belman sagte dies schnell und beteuernd, als riskierte er jeden Moment, daß Roman Henry wieder aufstehe.

„Weshalb denn?"

Doktor Belman sah Roman Henry nach seinem Stock greifen und, zum letzten entschlossen, hub er nun förmlich und pathetisch an: „Darf ich mich Ihnen vorstellen in meiner Eigenschaft als Mitglied der Society of psychological sciences Washington. Ich habe hier in der Rue de l'Ecole de Médecine ein mit allem technischen Komfort ausgestattetes Laboratorium für Experimentalpsychologie und bin daran, ein neues, bahnbrechendes Werk zu schreiben. Es handelt sich um Assoziationsversuche in psychopathologischen Fällen. Tabellarisch kann ich Ihnen nachweisen, daß ich bei Alkoholikern, Opiophagen, Ätheromanen zirka zwölftausend Experimente registriert habe, und zwar in allen Stadien der Entwicklung, von den einfachen Erscheinungen chronischer Intoxikation bis zu Delirium acutum und weiterhin zu paralytischen und epileptiformen Anfällen und deren Kombinationen."

Doktor Belman hielt inne und kontrollierte den Eindruck auf Roman Henrys Gesicht.

Dieser fragte ruhig: „Sie sind wohl sehr stolz auf Ihre Arbeit?"

Es entstand eine Pause. Doktor Belman kniff

Digitized by Google

mißmutig die Augen zusammen. Um seinen Mund stand eine messerscharfe Falte.

„Nun aber bin ich daran," fuhr er schließlich mit markanter Betonung jeder Silbe fort, „die Gruppe der Morphinisten zu komplettieren und hatte in Ihnen auf den ersten Blick einen Typus fortgeschrittensten Grades erkannt: Anämisches Gesicht, welke, trockne, bleiche Haut, schmutzigen Teint. Sehr gesunkner Muskeltonus. Schlaffe Haltung, nervöse fatuöse Miene. Gedrücktes Wesen. Anscheinend auch Tremor manuum. Es bliebe nur noch übrig, Ihre Herztöne zu untersuchen und Sie zu befragen, ob weiter keine vegetativen Störungen vorhanden sind."

Roman Henry saß etwas eingeknickt da, als wäre über ihn ein ganzes schweres Hagelwetter niedergegangen, und Doktor Belman atmete auf, wie einer, der froh ist, seine Rede beendet zu haben, und der nun nicht mehr unterbrochen werden kann.

„Das ist wundervoll, was Sie da sagen . . ." meinte Roman Henry und sah nach einem Mädchenpensionat, das vom Odéon her in den Garten eingetreten war. Die Kleinen trugen alle schwarze Kleidchen und hielten sich je zu zweien die Hände, während sie die Treppe gegen den Pavillon hinanstiegen.

„Wie meinen Sie das?" fragte Doktor Belman unsicher.

Digitized by Google

„Das mit den Symptomen, meine ich . . .“ ſagte Roman Henry . . . „wie Sie das alles geformt haben, faſt wie ein Gedicht . . . Übrigens Sie erinnerten mich im Moment an ein Grammophon, das ich vor Jahren einmal in Berlin gehört habe.“

„Ein ſeltſamer Vergleich,“ lächelte Doktor Belman mit der Miene eines Märtyrers.

„Ja, es war auch eine merkwürdige Zeit für mich. Ich hatte damals ſchon die Gewohnheit, an Sonntagnachmittagen zu ſchlafen, weil ich die Menſchenmaſſen auf den Straßen nicht ertragen kann. Und da ſpielte nun immer das Grammophon den Sonntagnachmittag in der Wohnung gegenüber, und eine dicke Frau ſah zum Fenſter hinaus.“

„Sehr merkwürdig,“ ſeufzte Doktor Belman und ſtreifte Roman Henry mit einem lauernden, ſcharfen Blick.

„Daß ich mich daran noch erinnere?“

„Ja, dies auch . . .“

„Dies würden Sie nun,“ fuhr Roman Henry fort, „in Ihrer mediziniſchen Sprache eine richtige Lokaliſation in der Vergangenheit nennen. Nicht wahr?“

„Mag ſein, doch iſt im übrigen Ihre Gedankenfolge vollſtändig abnormal, was ſich zwar in einem gewiſſen Maße aus Ihrem Zuſtand

Digitized by Google

ergibt," ſagte Doktor Belman ſpöttiſch und blinzelte mißmutig und bewegte ſeine Beine, als wüßte er ſie nicht mehr unterzubringen.

„Ich will Ihnen dies nicht beſtreiten, kann Ihnen aber ſagen, daß meine Sinne im Moment derart luzid ſind, daß ich Ihren vorigen überaus mißtrauiſchen Seitenblick ſehr wohl konſtatieren konnte, trotzdem ich, wie Ihnen bewußt war, nach der Rue de Médicis ſchaute."

„Ihre Luzidität iſt natürlich bedingt durch die zeitliche Diſtanz von der Injektion."

„Wir kommen da auf ein zu weites Feld ..." ſagte Roman Henry leiſe und war nun wirklich aufgeſtanden. „Wenn Sie mir Ihre Karte geben wollen, will ich Sie gerne einmal in Ihrem Laboratorium beſuchen."

Er ſprach ſo freundlich, daß ſich Doktor Belman nur wenig Hoffnung machte, und ſchob dann auch die Karte etwas geiſtesabweſend in ſeine Rocktaſche.

Dann hob er nur den Hut und ging weg.

Er hatte während der ganzen Unterredung eigentlich nur an den Prinzen gedacht. Jetzt war er ſich auch klarer, was ſie beide zuſammenzog. Er ſollte dieſem Amerikaner als Experimentierobjekt dienen. Die Idee war an ſich ganz vernünftig, wenn auch Roman Henry entſchloſſen war, nie hinzugehn. Aber beſtand nicht ein ähnlicher Wunſch zwiſchen ihm und dem Prinzen?

Digitized by Google

Ja . . . das mochte vielleicht ſo ſein. Aber er war heute nicht imſtande, ſich dies weiter zu überlegen. Er hatte eine Glut in den Schläfen, die ihm auf die Augen drückte. Wenn er die Lider ſchloß, ſah er zitternde, graue Farben. Er wußte aber jetzt genau, daß nur der Prinz das Rätſel, das ihn ſeit Tagen quälte und in das ſeine Exiſtenz eigentlich verwickelt zu ſein ſchien, löſen konnte.

Als er dies feſtgeſtellt hatte, fühlte er ſich, wie nach einem ſchweren Entſchluß, befriedigt. Nicht als ob für ihn nicht auch ſehr viel Bangigkeit darin beſchloſſen war. Aber es war doch hier die Spur eines Ausweges.

Er ging nach Hauſe.

Der folgende Tag ſteigerte wieder ſeine Erregung. Am Nachmittag war ſein Zuſtand faſt unhaltbar geworden.

Es erfaßte ihn eine unerklärliche Angſt vor ſeinem Zimmer. Ganz fluchtartig verließ er das Haus, ohne Gabriele ein Wort zu ſagen.

Im Café d'Harcourt trank er ein Glas Milch mit Kognak. Dies erfriſchte für einige Zeit ſeinen trocknen, ausgedörrten Mund.

Er dachte an Doktor Belman. Wie komiſch er doch war! „Sie ſind Morphiniſt" hatte er zu ihm geſagt, als ob dies ein Beruf wäre.

Wie er vor das Café trat, hatte der Himmel

Digitized by Google

ſich aufgehellt. Eine violette, ſchleierhafte Luft lag rings über den Dächern.

Er ſah nach dem Zifferblatt der Egliſe de la Sorbonne, das grell glänzend aus dem dunklen Gemäuer der Kirche ſtach.

Es war drei Uhr vorbei.

Er winkte einem Fiaker und nannte dem Kutſcher die Adreſſe des Prinzen Nicolas.

Während der Wagen den Boulevard St. Germain entlang fuhr, in der Richtung nach der Place Maubert, hatte Roman Henry dieſelbe Spannung, wie wenn er früher zum Zahnarzt ging. In den Gliedern faſt kein Blut. Dafür der Herzſchlag im Halſe deutlich zu ſpüren.

Der Kopf erſchien ihm in einer eiſernen Kapſel eingeklemmt, deren Radius ſich fortwährend verringerte.

Sollte es eine Entſcheidung werden?

Auf dem Trottoir ſah er ein Mädchen, das er vor drei Jahren ungefähr gekannt hatte. Wie ſie verändert erſchien! Merkwürdig breit und pompös geworden. Sie ſah ihn an, als ſuchte ſie ſelbſt in ihrem Gedächtnis.

Sein Blick glitt wieder den Kaſtanienbäumen des Boulevards entlang. Er dachte an ſo manchen Frühling, da er dieſe Blätter hatte keimen ſehen. Und dann waren ſie plötzlich da. Nach einer warmen Regennacht. Tiefgrün und leuchtend.

Digitized by Google

Der Wagen hielt Rue du Cardinal Lemoine. Es war das äußerſte Haus nach der Seine hin.

Roman Henry ging erſt eine Weile auf dem Quai auf und ab. Er hätte kaum ſofort hinaufgehn können. Sobald die Aufregung den Höhepunkt überſchritten hatte, würde er ganz ruhig werden. Das wußte er.

Ob der Prinz ihn erwartete? Vielleicht war er auch gar nicht zu Hauſe? Dieſe Möglichkeit ſchien ihm aber faſt ausgeſchloſſen. Es müßte denn eine ſtarke Veränderung in ihm vorgegangen ſein.

Roman Henry ſtellte ſich an die Quaimauer. Zwei ſchwere Laſtſchiffe kamen den Fluß herauf. Auf dem hintern lagen große Fäſſer auf dem Verdeck. Ein dunkler Qualm ſtieg aus den Kaminen empor.

Nun entſchloß er ſich, doch hinaufzugehn.

Vorſichtshalber fragte er den Concièrge, ob der Prinz ausgegangen ſei. Dieſer wußte aber nichts, da er erſt ſeit einer Viertelſtunde in der Loge war.

Als er in der zweiten Etage vor der Tür ſtand, hatte er die ſeltſame Empfindung, als ob ſein Leben nur noch bis hierher ginge.

Er trat da ein, wie in einen dunklen Gang. Und doch war er unendlich froh über jede Minute, die ihm noch geſchenkt ſchien.

Digitized by Google

Da hörte er die elektrische Klingel und sah erst, wie seine Hand — völlig mechanisch — als sei sie mit dem Gehirn gar nicht mehr verbunden, auf den Knopf gedrückt hatte.

Sofort kamen Schritte auf dem Korridor, und ein Mädchen in weißer Schürze öffnete.

Der Prinz sei ausgegangen.

Roman Henry sah ihr in die Augen und sagte, daß er ihn sofort sprechen müsse. Dazu reichte er ihr seine Karte.

Sie verschwand darauf, kam nach einer Weile wieder und ließ ihn eintreten.

Der Prinz saß in seinem Arbeitszimmer, das auf den Quai ging, in der Mitte am Tisch und hatte das „Journal" vor sich.

Er war vergnügt und kicherte noch, als er sich umdrehte.

Dann las er Roman Henry eine Affäre vor. Es war da ein alter Herr, Offizier der Ehrenlegion, mit einer kleinen Schauspielerin in einem Hôtel garni von seiner Frau überrascht worden. Und die erzürnte Dame hatte das Mädchen und den Gemahl, ein zittriges Männchen, mit dem Regenschirm geschlagen.

Wie köstlich das war! Der Prinz fing wieder laut an zu lachen. Er lachte unaufhörlich, so daß es Roman Henry unbehaglich wurde.

Er dachte nur daran, ob der andre seinen Be-

Digitized by Google

ſich in Neuilly gemacht habe, wagte aber nicht, danach zu fragen.

Der Prinz ſchien ſeine Unruhe zu ſpüren, ging an einen Sekretär und entnahm einer Schublade einen Brillantring.

Er legte ihn ungefähr in die Mitte des Tiſches, ſetzte ſich wieder und ſah nach dem Fenſter hin.

Auch Roman Henry wartete und ſchaute auf den Tiſch. Die Decke war olivgrün, und der Edelſtein lag wie ein ſchimmernder Waſſertropfen darauf.

Da hub der Prinz an: „Dieſer Ring iſt ein Andenken meiner Mutter.“

Dann ſchwieg er und ſchaute danach, als ſehe er nicht nur eine Seite, ſondern um den ganzen Stein herum.

„Er ſcheint ſehr wertvoll . . .,“ ſagte Roman Henry und neigte ſich etwas nach vorn, als wartete er auf die Stimme des Prinzen.

„Ich mußte ihn zuweilen verſetzen und bekam dafür ſiebentauſend Rubel, das ſind ungefähr zwanzigtauſend Francs,“ antwortete der Prinz, ohne ſeinen Blick abzuwenden.

„Hat dieſer Ring mit dem Geheimnis Ihrer Jugend zu tun?“ fragte Roman Henry etwas beklommen.

„Wie meinen Sie das . . .?“

„Sie erzählten von einem Soldaten . . . einem

Digitized by Google

kleinen Soldaten mit gläsernen Augen, der gewisse Einflüsse auf Sie übte . . .“ sagte Roman Henry kühn und wollte direkt auf das Ziel losgehn.

Der Prinz lächelte jetzt etwas schmerzlich: „Sie möchten wissen, ob sich mein Zustand gebessert hat, nicht wahr? Könnte ich Sie nicht mit gutem Recht und Interesse dasselbe fragen?“

„O ja . . .“

Aber der Prinz fragte nicht. In einer schläfrigen Ergebenheit saß er da und sagte: „Ich habe diese Wohnung seit meinem Besuch bei Ihnen nicht mehr verlassen.“

„Sie gehen nicht mehr aus?“

„Nein . . . Nie mehr!“

Roman Henry lächelte unwillkürlich: „Sie haben alle diplomatischen Ambitionen verloren?“

„Was bedeutet das auch? Ich bin jetzt vollkommen ruhig und glücklich . . .“

„Sitzen Sie vor diesem Stein?“ fragte Roman Henry in einem Ton, als wollte er eine Erpressung ausüben.

Der Prinz sah ihn ruhig an, als verstünde er die Notwendigkeit einer solchen Absicht gar nicht: „Es gibt ein Stadium des Kampfes, so lange man auf der Grenze steht. Ich habe dies überwunden. Ich füge mich in den Kreis. Ich werde nie nach Persien gehn, nicht einmal zur Place St. Michel . . .“

Digitized by Google

„Aber haben Sie nicht noch Momente, wo Sie darin eine entsetzliche Gefahr sehn? Etwas, das Sie töten wird?"

„Nein . . ."

„Worin besteht denn das Neue?"

„Ich sitze hier wirklich vor dem Stein. Sehen Sie: der Kampf war nur so lange da, als ich gleichsam der Kraft im leeren Raum gegenüberstand. Jetzt ist hier wieder eine Materialisation ..."

Und der Stein hat diesen Sinn des Ersatzes für den . . . Soldaten . . .?"

„Ja . . . was für einen sonst . . .?" Der Prinz sah seine neue Existenz so klar, daß er alles übrige, wie es schien, schon als abnormal empfand.

Roman Henry überlegte eine Sekunde: Er dachte an das Fenster. Wenn er selbst so weit war, dann mußte die Probe auf die Existenz oder Nichtexistenz der Tiefe kommen. Es ging auf Leben und Tod.

Ein kalter Schweiß trat ihm auf das Gesicht.

Heute oder morgen hätte er sicher den Mut noch nicht, aber der Tag mußte bald da sein. Und dann —?

Er empfand plötzlich einen seltsamen Widerstand gegen diese Gedankenfolgen in seinem Gehirn. Eine geheimnisvolle Macht, die er logisch gar nicht mehr fassen konnte, schien ihn davor

Digitized by Google

zu warnen. Sollte er ſich Gabriele anvertrauen? — Nein, ihr am allerwenigſten.

Ob dies alles vielleicht doch noch abzuſchütteln wäre? Er verſuchte ſeine Hände dagegen zu ballen. Aber die Finger gehorchten nur zag. Er hatte nicht mehr das Gefühl einer Kraft in ihnen.

Die Nerven waren tote Drähte geworden. Sie ſpannten nicht mehr an.

Eine furchtbare Niedergeſchlagenheit fiel auf ihn.

Dieſer Dämmerzuſtand war entſetzlich. Er hatte nur die Ahnung einer unheimlichen Zukunft. Weiter zu ſehen vermochte er nicht mehr.

„Setzen Sie ſich ans Klavier und ſpielen Sie nur zwanzig Takte der ‚Berceuſe‘ von Godard,“ bat plötzlich der Prinz.

„Und dann?“ fragte Roman Henry, als ob der andre nicht zu Ende geſprochen.

„Dann fahren Sie mir mit der rechten Hand vom Anſatz der Stirne zweimal über das Geſicht . . .“

Roman Henry ſah ihn nicht mehr an und begann zu ſpielen. Er ſchlug die Akkorde in weichen ſanften Arpeggien an.

Eine Sekunde war ihm, als ob der Prinz hinter ihm ſtände und die Handfläche gegen ſeinen Rücken hielte.

Eine ſchwere Müdigkeit kroch ihm in die

Digitized by Google

Arme. Er hatte faſt keine Luſt mehr, ſie zu bewegen.

Wie er ſich aber umdrehte, ſaß der Prinz ſtill am Tiſch und ſtarrte nach dem Stein.

Da hörte er auf zu ſpielen.

Die Luft im Zimmer ſchien ihm auf einmal dick und ſtickig.

Er trat zum Prinzen hin. Seine Augen waren ſtarr und glaſig.

Da fuhr er ihm mit der Hand darüber, worauf ſie ſich augenblicklich ſchloſſen.

Roman Henry atmete auf wie in einer unſagbaren Erleichterung.

Er betrachtete jetzt genau das kleine Geſicht des Prinzen. Es war unheimlich alt, und um die Mundwinkel zogen ſich zwei kummervolle Falten.

„Wie komiſch!“ murmelte er.

Er hatte ihn jetzt ganz in ſeiner Gewalt. Der Prinz ſchlief. Und wenn er zu ihm ſagte: „Stehen Sie auf!“ ſo ſtand er auf. Er gehorchte auf jedes Wort. Willenlos. Bedingungslos.

Das wußte Roman Henry.

Eine ganz unmotivierte Schadenfreude glitt über ſein Geſicht.

Wie unklug es doch war, ſich ſo in die Macht eines andern zu begeben, ſich ſeinem Willen unterzuordnen.

Digitized by Google

Was konnte alles daraus entstehn?

In seinem Gehirn flammte plötzlich ein Gedanke auf. Wie ein Blitz. Und schon war er wieder verschwunden.

Er trat ans Fenster. Unten gingen Menschen auf dem Quai. Schräg hinüber sah er die Türme von Notre-Dame.

Nun maß er die Distanz vom Fenstersims zur Tiefe. Es mochten fünfzehn Meter sein.

In seiner Einbildung versuchte er, sein eignes Zimmerfenster, das bis zum Boden reichte, für dieses einzusetzen.

Es gelang nicht, und er kam darüber in eine stumme Verzweiflung. Alles, was er noch von Willen in sich hatte, versuchte er aufzubieten. Die Vision mußte sich einstellen.

Mit den Händen machte er Bewegungen. Verlängerte die vertikalen Fensterbalken in der Zeichnung der Gebärden bis zum Boden.

Es half nicht. Das Bild wollte im Gehirn nicht kommen.

Da lehnte er sich an das Fenstersims und sah hinunter. Ein Frachtschiff lag in der Tiefe des Flusses und wurde von der Linie der Quaimauer der Länge nach durchschnitten. Das Verdeck war leer und abgeräumt.

Über das schwarze geteerte Bord hinweg glitt Roman Henrys Blick ins Wasser. Die

Digitized by Google

leichte glimmernde Bewegung der graugelben Wellen ſchien ſeinem Wunſch entgegen zu kommen.

Zeitweilig verſchwamm die ganze Szenerie des Geſichtsfeldes, und er glaubte dann, die Kreiſe ſteigen zu ſehn.

Die Flächen des Quais und des Fluſſes floſſen in dieſelbe Ebene über und war von einem indifferenten Nebel überzogen.

Jetzt mußte die Tiefe ſchwinden. Das Wunder ſich erfüllen. Eine ſchmerzliche Sehnſucht hatte ihn erfaßt. Er hätte jetzt darum bitten mögen, wie um ein überirdiſches Geſchenk.

Schauer, wie er ſie als Kind der Kirche und den heiligen Dingen gegenüber empfand, durchſtrömten ihn.

Seine Miene war demütig geworden wie die eines Sünders, dem eine unverdiente Seltſamkeit zuteil werden ſoll.

Er ſank am Fenſter auf einen Seſſel nieder. Wie er jetzt vor ſich hin auf den Teppich ſtarrte und kaum ein Bewußtſein ſeiner Körperlichkeit mehr hatte, trat die Verwandlung ein.

Sein eignes Fenſter ſah er klar und deutlich. Er wähnte ſich auch bei ſich zu Hauſe. Und die Kreiſe ſtiegen . . .

So ſaß er lange und badete ſich in der Wonne des faſt unfaßbaren Glückes, das ihn durchfloß.

Digitized by Google

Da ſchaute er auf, und der Prinz ſaß immer noch in der Erſtarrung am Tiſch. Damit überkamen ihn wieder Überlegungen und eine große Ernüchterung.

Er fühlte ſich der letzten Probe noch nicht gewachſen und empfand doch die Notwendigkeit, daß ſie eintreten mußte.

Ohne irgendeinen Gedanken näherte er ſich dem Tiſch und ſetzte ſich an die Seite des Prinzen. Dieſer hatte die Oberlippe vorgeſchoben, und ſeine weißen Zähne waren ins Fleiſch der Unterlippe eingebohrt.

„Seltſam . . .“ dachte Roman Henry. Er hatte dies vorhin noch gar nicht geſehn.

Während er ihn jetzt ruhig betrachtete, ſagte er ſich plötzlich ganz kaltblütig: „Wenn er mir zum ſelben Zweck dienen könnte, wie ich Doktor Belman? Wenn er mir das Geſetz meiner Qualen erprobte?“

Roman Henry erſchrak einen Moment über dieſe Kalkulation. Nicht, als ob er einen Gewiſſensbiß empfunden hätte. Es war eher ein Mißtrauen, eine inſtinktive Abwehr. Aber ſie dauerte nur ein paar Atemzüge.

Schon zerlegte er ſich den Plan.

Er würde ihn aufſtehn heißen. Dann das Fenſter öffnen. Ihm die Tatſache der eliminierten Tiefe ſuggerieren. Und dann mußte es ſich entſcheiden . . .

Digitized by Google

Der Prinz würde ohne Widerſpruch durch das Fenſterkreuz hinausſchreiten.

Ein kühler Schauer rieſelte Roman Henry über die Haut. Die Idee war ſo ſpannend, ſo bis in die tiefſten Nerven aufregend.

Sein ganzes, eignes Schickſal lag darin.

Die Erregung erfaßte ihn derart, daß er ſich an der Stuhllehne halten mußte, um die Herrſchaft über ſich nicht zu verlieren.

Während ihn dies Feuer der Reflexionen ſchier verbrannte, ſchienen ihm plötzlich die Augen des Prinzen nur noch halb geſchloſſen. Die Pupillen waren beide nach ihm gedreht. Sie ſtachen wie Nadelſpitzen.

Der Prinz beobachtete ihn.

Roman Henry erſtarrte in einem furchtbaren Schreck. Er wollte ſofort aufſtehn und hinauslaufen. Aber er war wie gelähmt.

Nun öffnete der Prinz die Augen völlig und ſah ihn überlegen lächelnd an.

„Ich habe Sie ertappt . . .“ ſagte er nach einer Weile mit verkniffner Ironie.

Roman Henry war aſchgrau. Sein Mund ſo trocken, daß ihm der Gaumen glühte. Dabei ſchlotterte er wie in einer eiſigen Kälte.

„Wobei?“ fragte er mit einer Stimme, die zum letzten Kampf aufgepeitſcht war.

„Dies iſt mir nicht ganz klar; aber es war gut, daß ich nicht in Hypnoſe lag . . . nicht . . .?“

Digitized by Google

Merkwürdigerweise begnügte sich der Prinz damit und schien auch nicht weiter darüber nachzudenken.

Er sprach plötzlich zwischen hinein vom Großfürsten Mikael. Er hatte mit einem Vertreter des „Matin" ein Interview gehabt über die Mittelmeerreise des Zaren.

Roman Henry war noch ganz betäubt. Er konnte keine Antworten geben, sondern brütete stumpfsinnig vor sich hin. Die Katastrophe hatte ihn vollständig zu Boden geschlagen.

Dazu fühlte er, wie komisch er jetzt vor dem Prinzen war. Dieser hatte vorhin jede seiner Gesten, seine Bewegungen am Fenster mit hämischem Blick verfolgt. Was dachte er sich wohl darüber? Hatte er eine Ahnung, wie nah er an einem Abgrund vorbeigeglitten? Oder nahm er alles bloß als eine groteske Szene?

Eine quälende, unerträgliche Scham stieg in Roman Henry auf. Er wollte gehn. Aber wie? — Er vermochte kein Wort, keine Form zu finden, die den Rückzug nur irgendwie deckte.

Zum erstenmal war er seit langer Zeit hilflos wie ein Kind. In einer grausamen, erwürgenden Fassungslosigkeit.

In jedem Augenblick erwartete er eine neue, noch furchtbarere Erschütterung. Der Prinz konnte ihn ja fragen, konnte Aufklärung ver-

Digitized by Google

langen und, wenn er es geſchickt anfing, vielleicht alles aus ihm herauspreſſen.

Er zitterte wie mitten in einem Gewitter. Als brächte die nächſte Sekunde einen zermalmenden Blitzſchlag.

Da fragte der Prinz harmlos und ſanft: „Sind Sie krank?“

„Ich habe Durſt . . .“ antwortete Roman Henry. Seine Stimme war rauh und trocken. Aber er wußte jetzt, daß der andere nichts von allem erfaßt hatte.

Der Prinz war nicht einmal Herr ſeiner Ironie.

Dies gab ihm Mut.

Als das Mädchen ihm ein Glas Milch gebracht, trank er langſam und bedächtig. Das körperliche Wohlbehagen, das er dabei empfand, ließ ihn für eine kurze Zeit ſeine Situation vergeſſen.

Langſam fühlte er auch die Kraft in ſich wachſen.

Als er nun den Prinzen anſah, hatte dieſer wieder ſein trübſeliges, leidendes Geſicht und rollte mit der Handfläche den Ring auf der Tiſchdecke hin und her.

Nun vermochte er ſich zu verabſchieden.

Als er unten auf der Straße ſtand, konnte er kaum mehr gehn. Mit Mühe ſchleppte er ſich zum Pont Sully, wo ein Wagen ſtand.

Digitized by Google

Wie er ſich ſetzte und dem Kutſcher ſeine Adreſſe geſagt hatte, hörte er ein ſeltſames Rauſchen unter ſich. Ihm war, als ob ſie über einen Fluß führen.

Dann knickte er zuſammen und fiel in eine Ohnmacht.

Für Gabriele kamen ein paar unruhige Tage. Roman Henry lag zu Bett, und ſie mußte oft nach der Apotheke laufen.

Aber der Zuſtand beſſerte ſich bald. Der Kranke ſchien ſich ſehr zu erholen. Durch die Sorge für ſeinen Körper wurde er von allen andern Beſtimmungen ſeines Schickſals abgelenkt, was ihm ſehr gut bekam.

Am vierten Tag konnte er wieder ausgehn. Leicht und federnd ſchritt er neben Gabriele und ſchien wirklich verjüngt.

Roman Henry wollte in den Bois. Beim Odéon nahmen ſie ein Automobil und fuhren den Boulevard St. Germain hinunter gegen die Concorde.

Es war wieder einer jener ſchönen, melancholiſchen Herbſtnachmittage. Die Luft hing in bläulich blaſſem, ſchimmerndem Leuchten zwiſchen den Häuſern. Die Dachfirſte, die gleich Treppenſtufen übereinander anſteigen, ſtanden grau und gleich Phantomen in der Atmoſphäre.

Digitized by Google

Wie ſie in die Champs-Elyſees einbogen, erzählte Gabriele, daß ſie ein Herr vor zwei Tagen bei der Apotheke Rue Monſieur le prince angeſprochen.

Roman Henry merkte auf.

„Was wollte er?“ fragte er.

„Er bot mir Geld an, wenn ich dich zu ihm bringe . . . nur für eine Stunde im Tag . . .“

„Und was haſt du geantwortet?“

„Ich habe das Geld genommen . . .“ ſagte Gabriele und lachte . . . „Er ſagte, daß er dich kennt, und daß mich das Geld zu gar nichts verpflichtet . . .“

„Ich finde es unerhört, daß du über mich verfügſt wie über eine Sache,“ meinte Roman Henry und zerrte Gabriele leiſe lächelnd am Ohr, wie das oft ſeine Gewohnheit war.

„Wirſt du jetzt hingehn . . .?“ fragte ſie nach einer Weile.

„Muß ich denn nicht? Ich würde dich ja blamieren.“

„Ja, das würdeſt du,“ meinte Gabriele gelaſſen.

„Was ſagte er ſonſt noch?“

„Er gab mir eine Karte und ſagte, ich müßte dich führen, denn ſonſt kämſt du nicht. Man müßte ſo auf deinen Willen einwirken . . .“

„Er ſetzt alſo voraus, daß ich keinen mehr habe?“

Digitized by Google

„Das weiß ich nicht.“ Gabriele war ſchon zuverſichtlicher geworden.

Roman Henry ſchien das Geſpräch plötzlich nicht mehr zu intereſſieren. Er ſah auf den bleigrauen Wachsmantel des Chauffeurs und rauchte teilnahmslos eine Zigarette.

Der Windzug trieb ihm aber den Rauch in den Hals, und er fing an, laut und mühſam zu huſten.

Als dies zu Ende war, hub er wieder an: „Übrigens haſt du ja das Geld nicht genommen.“

„Woher weißt du das?“ fragte Gabriele ein wenig erſtaunt.

„Weil dir Doktor Belman kein Geld gibt, eh' ich dort geweſen bin ... Die Doktor Belmans geben kein Geld auf unſichre Chance. Glaubſt du das nicht?“

Gabriele antwortete erſt nicht und lehnte ſich zurück.

Er merkte den Kniff und meinte: „Du bauſt darauf, daß ich mich nicht umdrehe.“

„Ja ...“ Gabrielens Schuhſpitzen klappten nervös auf den Teppich des Wagens.

„Wofür brauchſt du das Geld?“

„Für ein Pelzjackett ...“

„Wir haben jetzt in der Sonne noch zwölf Grad Wärme ...“

„Gewiß, aber wir werden nicht immer in der Sonne zwölf Grad Wärme haben.“

Digitized by Google

„Du haſt den praktiſchen Sinn einer kleinen Bäuerin; unter deinen Vorfahren ſind ja auch Bauern geweſen, nicht?“

Roman Henry hatte Luſt, ſich vom Lande erzählen zu laſſen. Von der Weinleſe, da die jungen Burſchen ſingen, bis zuletzt alle betrunken ſind. Aber Gabriele hatte nur die Kühe gehütet und im Feuer auf der Wieſe Äpfel gebraten.

„Die riechen gut, die verkohlten, gebratnen Äpfel?“

„O ja . . .“ ſagte Gabriele, als dächte ſie an das Pelzjackett.

Sie hatten eben die Avenue du Bois de Boulogne verlaſſen und den Pavillon Chinois paſſiert.

Roman Henry ſtarrte in das gelbe Laub der Bäume, aus denen zuweilen ein roter Wipfel wie ein flammender Buſch aufragte.

Es befiel ihn eine leiſe und doch quälende Beklemmung. Ein Gefühl, ähnlich demjenigen, das er bei jeder Abreiſe von Paris empfand. Als führe er in einen leeren gähnenden Schacht hinein und müßte alles hinter ſich laſſen, was ihm noch einzig Sinn und Glück und Sehnſucht war.

Wie liebte er dieſe Stadt. Mit der zähen, leidenſchaftlichen Liebe eines Sonderlings, deſſen Lebenskreis von Jahr zu Jahr enger geworden war in ſeiner Fläche und dafür bewegter, farbiger und ſtrahlender in ſeinen Bildern.

Digitized by Google

Er ſann über geheimnisvolle, faſt myſtiſche Nächte, die er auf dem Montmartre verlebt. In Höhlen, in denen grell gemalte Geſichter kreiſten und Leiber tanzten, von denen der Dunſt ihrer lebendigen Verweſung aufſtieg.

Roman Henrys Sinnen glitt jetzt über dieſe Zeiten hin wie über bunte Beete mit etwas exzentriſchen Blumen, die ſich zuweilen unter einem warmen Winde bogen, von einem ſprühenden, ausgelaſſenen Gelächter erſchüttert wurden.

Daneben ſah er die ſtillen altmodiſchen Viertel der Stadt, die aus Neapel hätten ſtammen können, in ihrer engen Winkeligkeit und dem Schmutz, über dem noch eine rätſelhafte Kruſte von kurioſen Reflexen einer ſchönen Vergangenheit lag.

„Wollen wir Teetrinken gehen?“ fragte Gabriele, als ſie den Pavillon d'Armenonville auftauchen ſah.

Roman Henry ließ das Automobil ſtoppen, konnte ſich aber dann noch nicht entſchließen. Er wollte wieder nach der Stadt zurück. Viele Menſchen ſehen, in ihren Bewegungen ſeine Augen baden.

So fuhren ſie zurück und ſetzten ſich vor das Café Américain.

Aber Roman Henry war ſchon müde.

Gabriele betrachtete ihn ſcheu und ängſtlich, und ihr ſchien es, daß er in den letzten Tagen

Digitized by Google

ſehr gealtert. Sein Kopf war erſtaunlich ſchmal geworden. Die Augenbrauen lagen wie ein einziger dunkler Balken über den Höhlen, aus deren Tiefe die Pupillen winzig klein, faſt unwirklich ſchimmerten.

Er ſaß gebeugt auf dem Stuhl. Die Linie ſeines Rückens zeigte eine kläglich gebogene Kurve. Seine Wangen aber waren unter der Wölbung des Backenknochens tief eingeſunken und die Lippen ſchlaff und apathiſch.

Plötzlich richtete er ſich aber auf und ſagte: „Zudem hat dir Doktor Belman auch kein Geld angeboten.“

„Aber er hat mich doch geſprochen.“

„Mag ſein, aber weshalb haſt du gelogen?“

„Weil's mir Spaß machte, zu ſehen, ob man dich anlügen kann.“

„Das kann ich verſtehn.“ Roman Henry fand den Verſuch auch wirklich einleuchtend. Er hatte ſelbſt zu oft mit Menſchen experimentiert, als daß er dieſe ſtille Wonne der Beobachtung, das Entzücken, einem andern etwas vorzutäuſchen, um ihn zur Enthüllung zu zwingen, nicht gekannt hätte.

Gabriele aber hatte ſeine längliche, kühle rechte Hand ergriffen und fuhr mit ihrem grauen, weichledernen Handſchuh darüber, wie ſie wohl als Kind einer jungen Katze über den Rücken ſtrich.

Digitized by Google

Dieſe kraulende Bewegung war eines der tiefſten Zeichen ihrer Anhänglichkeit. Roman Henry fühlte, wie ihm darüber allmählich eine wohlige Wärme im Arm aufſtieg.

Es ging gegen Abend. In ſtürzenden, taumelnden Wellen rauſchte das Leben des Boulevards. Die Luft flirrte vom wirren Geſchrei der Kutſcher, dem Getrappel und Geknarre der ſchweren großen Tramways, die gleich fahrenden Gebäuden daherzogen.

Automobile fauchten, die Motore des Autobus Clichy-Odéon krachten im Vorbeiſauſen, und der hohe gelbe Wagen ſtöhnte wie ein gequältes müdes Tier.

Über der Straße ſchwamm eine dünne Schicht gelblichen Staubes, und vis-a-vis brannten in den Läden ſchon die weißen elektriſchen Flammen.

Nebenan flimmerten in der Höhe der obern Etagen die roten und gelben Reklameaffichen auf. In der Ferne begann auf dem Dach eines Rieſenhotels der Kinematograph zu arbeiten.

Eine dichte, ſchreiende, geſtikulierende Menge ſchob ſich über die Trottoirs.

Roman Henry winkte ſich einen Camelot heran und kaufte ſich die „Patrie“.

Dann glitt ſein Blick wieder in das Gewühl. Durch ſein Gehirn vibrierten unzählige phantaſtiſche Damenhüte, berückende und raffiniert email-

Digitized by Google

lierte Geſichter, Geſtalten von graziler Schlankheit in Koſtümen von ſanften und doch peitſchenden Farben, Kleider rauſchten wie kniſternde Flammen.

Elegant geraffte Röcke zeigten mirakulös durchbrochne Strümpfe, feine raſſige Knöchel wurden ſichtbar.

Eine ſtille, wonnige Lebensfreude überkam ihn wieder. Wie eine beſeligende Glut ſtieg es in ihm auf.

Er mußte ſich bemeiſtern, in eine klare Bahn zu kommen.

Seinen ganzen morſchen Körper wollte er planmäßig und von Grund auf regenerieren. Zunächſt die Gifte ſich entziehen laſſen. Dann das Blut in eine geſunde Entwicklung bringen.

Der Gedanke der Hoffnung auf ein neues, genußreiches, in den Bedürfniſſen und Inſtinkten vielleicht einfacheres Leben erſchütterte ihn ſo, daß er leiſe aufſchluchzte.

Aber es war nur ein ſchmerzhaftes Würgen im Gaumen, und die Augen brannten ihm in einem trocknen Fieber.

Dennoch war er glücklich. Es gab auch für ihn noch eine Zukunft.

In einer geſchäftigen Haſt entfaltete er die Zeitung. Gabriele blätterte in der „Illuſtration.“

Er überflog erſt einen Artikel von Henry Rochefort. Roman Henry erinnerte ſich, den

Digitized by Google

Journaliſten einſt in einer Geſellſchaft geſehen zu haben. Ein weißer Wall von Haaren über einem gelbbraunen Geſicht.

Rochefort war damals gegen Dreyfus, für die Militärpartei gegen Picquart. Es war einige Wochen vor dem Tod von Felix Faure.

Dann fiel ſein Blick auf eine Notiz: „Tragikomiſcher Unfall".

Er las langſam und mit dem ſeltſamen Gefühl, daß ihn das Ereignis etwas anginge.

„Der Carrefour de l'Odéon war geſtern gegen fünf Uhr der Ort einer dramatiſchen Szene. Ein eleganter Herr, der unter dem Namen des Prinzen Nicolas noch vor kurzer Zeit in den Kreiſen der Lebewelt auf dem Montmartre ſehr bekannt war, wurde von einem Automobil umgeworfen, weil er dem Wagen nicht mehr ausweichen konnte, oder, wie es ſich nachher herausſtellte, auch nicht auszuweichen den Willen hatte.

„Prinz Nicolas erklärte, als er glücklicherweiſe ohne Verletzung aufgehoben worden war, den Schutzleuten und dem anweſenden Publikum, daß er aus gewiſſen Gründen den Ort nicht mehr verlaſſen könne, bzw. hier eine geheimnisvolle Beſtimmung zu erfüllen hätte.

„Nur nach großem Widerſtand konnte der Geiſtesgeſtörte in einem Wagen nach dem Depot gebracht werden, von wo er auf Veranlaſſung

Digitized by Google

der ruſſiſchen Geſandtſchaft noch im Laufe des geſtrigen Abends in das Sanatorium des Dr. H. in Asnières zu weiterer Beobachtung überführt wurde.

„Prinz Nicolas berief ſich wiederholt auf ſeine Verwandtſchaft mit dem Großfürſten Mikael, was uns veranlaßte, bei Seiner Kaiſerlichen Hoheit Erkundigungen einzuziehen. Großfürſt Mikael, der charmante Cauſeur und eminente Sportsman hatte die Liebenswürdigkeit, unſern Mitarbeiter in ſeiner prunkvollen Villa in Neuilly heute früh zu empfangen, und erklärte, daß keine verwandtſchaftlichen Beziehungen zwiſchen ihm und dem vermeintlichen Prinzen Nicolas vorhanden ſeien. Dagegen iſt der Herr unter dem Namen Herr von B. der ruſſiſchen Geſandtſchaft ſehr wohl bekannt, und es ſcheint, daß er einer alten, durchaus hoffähigen Petersburger Familie entſtammt, wobei ihm der Name Prince Nicolas — zuweilen auch nur Prince Ruſſe — von den Grazien der Abbaye de Thélème und andrer Luxuslokale an der Place Pigale, wo er jahrelang ein liebenswürdiger Gaſt war, beigelegt wurde. Wir werden unſre Leſer über den Fortgang der Angelegenheit unterrichten.“

Roman Henry ſtreifte erſt Gabriele eine Sekunde lang mit einem kühlen, ſpähenden Blick.

Sie hatte nichts bemerkt und blätterte noch in der Revue.

Digitized by Google

Da faltete er die Zeitung langſam mechaniſch zuſammen und ſchob ſie gegen ſich, als wäre ſie irgendein geheimnisvolles Inſtrument.

So ließ er ſie in der Rocktaſche verſchwinden.

Dann ſaß er mit halb geöffnetem Mund da, ohne erſt einen Gedanken faſſen zu können. Er ſah nur ſeinen Atem, der wie ein feiner Nebel in die kühle Abendluft hinausfloß.

Der Prinz war alſo verrückt.

Roman Henry überlegte das zuerſt mit einer gezwungnen, faſt gleichgültigen Ruhe. Er verſuchte ſich einzureden, daß ihn das ſchließlich nicht viel anginge. Er hatte ihn als taktvollen, etwas kurioſen Menſchen gekannt und auch geſchätzt.

Nun war der Abgang freilich peinlich. Aber der andre, der nun im Sanatorium des Doktors H. in Asnières geborgen war, hatte nicht das Recht, ihn in ſein Schickſal irgendwie hineinzuziehn.

Nein, das hatte er nicht.

Roman Henry trug in ſeinem Blick jenen kämpfenden Zug, als ob er einem Gegner gegenüberſtände.

Nun ja, er hatte ihn beobachtet, er hatte ihn wie ein rätſelhaftes Tier angeſehn, das vielleicht in manchem von ſeinem eignen Weſen, zuweilen mochte er glauben, ſogar von ſeiner eignen Zukunft in ſich trug.

Digitized by Google

Aber was bewies das? Nichts Beſtimmtes, nichts Poſitives, nichts, was ihn zu ängſtigen brauchte . . .

Er wollte ſich da nicht deprimieren, nicht einſchüchtern . . . nein . . . nicht ängſtigen laſſen.

Er fuhr ſich haſtig mit der Hand über die Stirne, hatte aber kein Gefühl, ob ſie heiß oder kalt ſei. Nur der Handſchuh glänzte naß von Schweiß.

Zudem, ſagte er ſich weiter, lag etwas Erlöſendes in dem Ereignis. Er hatte ſich zuletzt vor dem Prinzen noch furchtbar blamiert. Die Szene am Fenſter tauchte nochmals grau und komiſch in ſeinem Gehirn auf.

Jetzt war das ausgelöſcht —, denn der einzige Zeuge war tot, ſo gut wie tot. O, er mochte nun lange reden, jedermann würde lächeln, wenn er etwa jene ſeltſamen Geſten am Fenſterſims beſchrieb. Man würde es für den Witz eines Verrückten nehmen.

Roman Henry ſaß jetzt die Angſt ſo im Hals, daß er kaum mehr atmen konnte. Jeden Moment war ihm, als wollte das Blut ſtill ſtehn.

Es galt einen Kampf auf Leben und Tod. Darüber wollte er ſich nicht täuſchen.

Ob ihn der andre nachzuziehn vermochte, — darin lag die Entſcheidung.

Gabriele hielt ihm in dieſem Augenblick die „Illuſtration" unter das Geſicht.

Digitized by Google

Es war da ein Pelz aus Biſon de Canada.

„Ja . . . du ſollſt alles haben . . .“ Roman Henry konnte vor Erregung kaum reden.

„Du biſt lieb,“ ſagte Gabriele leiſe.

„Du ſollſt alles haben . . . alles . . .“ wiederholte er. Er war durch ſeine entſetzliche Bangigkeit ganz mild geworden. Er empfand es als eine Gnade, nur noch jemand etwas ſein zu können. Zu leben . . . einzig zu leben . . .

Die Chancen waren wohl maßlos geſunken, ſagte er ſich, eine Kataſtrophe ſo oder ſo lag in der Zukunft. Daran war kaum etwas zu ändern. Das mußte ertragen, durchgehalten werden.

Aber heute, in dieſer Stunde, exiſtierte er noch.

Welch unendliches Glück das bedeutete . . . Die Tatſache ſeiner Exiſtenz war nicht zu beſtreiten, — nein, er ſah noch den Jubel des Daſeins.

Wie ein furchtſamer Junge überſchaute er die ſchillernde, taumelnde Woge des Boulevards, wie die Wagen raſten, die Motore knatterten, die Affichen aufflammten und wieder verſchwanden, der Cinéma gleich einem glänzenden, flimmernden Vogel auf dem Dach ſaß.

Und direkt vor den Tiſchen zog die Menge auf dem Trottoir dahin. Gedrängt wie ein aufgeſtauter Zug. Mit ſchöner, gieriger Selbſtverſtändlichkeit. Reflektierende Zylinder ſchwebten zwiſchen großen weißen Reiherfedern, Kinder glitten zwiſchen

Digitized by Google

den gelaſſen wandelnden, blendend gemalten Kokotten, die mit einem Blick voll ſcharfer, reifer Süße die ganze Welt der Straße durchſpähten, die Camelots ſchrien: „Paris — Sport“ und ſtoben wie gehetzte Hunde den Cafés entlang.

Roman Henry ſah dies alles plötzlich in unendlicher Ferne. Als hätte er ſchon kein Recht des Mitfühlens mehr. Und doch trug er ein leiſes, ſtilles Glück in ſich, wie einer, deſſen Hoffnungen recht klein geworden ſind, und der zuletzt in einer jammervollen Durſtigkeit kühn und bewußt verbrennt und doch noch, im Vergehen, rührende, kümmerliche Schauer empfindet.

Plötzlich ſtand er aufrecht, rief den Kellner.

Dann ließ er einen Wagen kommen. Er wollte nach Hauſe.

Er hatte einen ganz beſtimmten Plan. Wovor ihm bangte, war das Fenſter.

Ihm mußte er entrinnen.

Im Wagen überlegte er ſich das. Es gelang ihm ein klares, ſichres Bild der Gedanken.

Zugleich wußte er, daß dieſer Zuſtand jetzt nur noch eine Stunde oder zwei anhielt. Dann mußte eine neue Injektion kommen, oder — es folgten die ganz üblen, unberechenbaren Erſcheinungen.

Aber vor der Injektion bangte ihm. Sie machte ihn ſicher, mutig, froh, weckte jedoch die phantaſtiſche Sehnſucht nach dem Fenſter, dieſe rätſel-

Digitized by Google

hafte Luſt, die ihn zur Unterſuchung der Tiefe trieb.

Wie mißtraute er jetzt dieſer Glückſeligkeit!

Und doch war ihm, als würde er ihr einſt nicht mehr mißtrauen, als wäre vielleicht noch in dieſer Nacht aller Widerſtand gebrochen. Und dann? . . .

Er erſchien ſich mitten im Gewühl auf einer einſamen Inſel. Völlig allein und ohne eine Beziehung zu irgendwem. In einem Zuſtand von grauenvoll ſpannender Ratloſigkeit.

Da fühlte er wieder Gabrielens Hand auf der ſeinen. Er wachte auf. Die Bewegung ſchien ihm aus einem ganz andern Reich zu kommen.

Jetzt hörte er auch das Klappern der Hufe. Rings wurde es licht. Sie fuhren über den Platz vor dem Châtelet. Das Theater war ſchon ſtrahlend erleuchtet.

Ein Camelot warf ein Programm in den Wagen.

Nun paſſierten ſie die Seine. Roman Henry ſah gedankenlos und ſtarr nach rechts in den breiten, dunklen, ſpiegelnden Raum des Fluſſes.

In dieſer Nacht ſaß er einſam im Stuhl beim Fenſter. Die Jalouſien waren geſchloſſen und die weißen Vorhänge deckten die Scheiben.

Gabriele hatte er früh ſchlafen geſchickt.

Er war für einen ſchweren Kampf gerüſtet.

Digitized by Google

Seit einer Stunde saß er still in sich versunken und wartete: Als ob von selbst eine Entscheidung kommen müßte. Er versuchte zuweilen zu lesen, hatte aber für nichts mehr Interesse.

Im Hotel stieg hie und da ein Glockenzeichen schrill die Gänge hinauf.

Dann schollen Stimmen und leises Lachen auf den Stiegen.

Er stellte sich vor, wer es sein möchte. Irgendein Mädchen aus der Taverne du Panthéon oder dem Café d'Harcourt mit einem jungen Herrn. Vielleicht war der Herr auch schon älter. Bärtig, mit einer Brille ... Vielleicht war das Paar sehr komisch, und das Mädchen hatte ganz leise über den Kavalier gelacht und dabei nach dem Garçon gesehen, der, das Geld für das Zimmer in der Hand, unten an der Treppe war und den beiden nachschaute.

Roman Henry gefiel sich in diesen leisen, gaukelnden Kombinationen.

Wieder stand er auf und ging leise zur Türe von Gabrielens Schlafzimmer.

Er hörte nichts. Sie schien zu schlafen. Ob sie etwas von seinem Kampfe ahnte? Ob sie von ihrem Pelzmantel träumte?

Roman Henry öffnete seine Brieftasche, nahm eine Handvoll lilafarbener Scheine heraus und steckte sie in eine Enveloppe.

Digitized by Google

Dann schrieb er langsam und bedächtig, als zeichnete er mit Sorgfalt jeden Buchstaben: „Meiner lieben, kleinen Gabriele für ihren Bison de Canada.“

Er lächelte dabei sanft, fast schelmisch. Er sah ihre großen, glitzernden Kinderaugen, wenn sie am Morgen das Kuvert öffnete.

Seltsam, seine Gedanken gingen in einer ganz selbstverständlichen Weise schon so, als ob er mit dem folgenden Tag gar nichts mehr zu tun hätte.

Aber diese Ruhe schwand wieder. Er wurde matt und fühlte kaum mehr die Kraft, sich auf den Beinen zu halten.

So schleppte er sich zum Bett hin und legte sich darauf.

Bald überkam ihn ein andauerndes, quälendes Gähnen. Ein nervöses Jucken rieselte über seine Haut.

Dazu fror es ihn, daß er sich in den Kleidern in die Tiefe der Decken und Kissen verkroch.

So lag er eine Weile in einem angstvollen Dämmerzustand. Aber er vermochte sich nicht zu wärmen. Die Glieder glühten vor Kälte.

Er sah auf seine Hände nieder, die unwillkürlich zitterten und bebten, als seien sie einem ganz fremden Willen hingegeben.

Digitized by Google

Nun verſuchte er, ſich zu heben und einen Handſpiegel zu faſſen. Er wollte ſein Geſicht ſehn.

Aber er vermochte nicht mehr, ſich aufzurichten.

Schmerzhaft glänzende Bilder ſtanden ihm dicht vor die Pupillen gerückt. Er wollte ſie beſeitigen, ſchloß die Lider, ſah aber die brennende Viſion immer noch. Ein weißglühender Stab lag nahe an der Stirne, daß er ihm die Augenbrauen ſengte.

Erſt wimmerte er über die Marter. Dann begann er leiſe zu weinen.

Nun war ihm auch, als bewegten ſich Menſchen im Zimmer.

Zuweilen wollte er Gabriele erkennen, die in einem weißen Gewand herumirrte.

Ein Mann ſtand unter der Türe und verſchwand wieder.

Dann ſah er plötzlich Doktor Belman. Er führte ihn eine Stiege hinauf und in einen dunklen Raum.

Es gab einen Ruck, und eine große elektriſche Bogenlampe kniſterte, ſchnalzte und ſpie ein flimmerndes Licht an alle Wände.

Roman Henry ſtand in einem Saal. Am andern Ende war ein Tiſch wie für Operationen. Daneben Staffeleien mit großen Buchſtaben wie in einer Augenklinik.

Digitized by Google

Doktor Belman lächelte immer triumphierend und wiegte den Kopf wie damals im Garten.

Roman Henry ſaß plötzlich in einem Stuhl, und Doktor Belman band ihm die Hände und Beine mit Riemen feſt.

Er wollte laut um Hilfe ſchreien, dachte aber, ſich vor dieſem Menſchen zu blamieren, und preßte nur grimmig die Lippen zuſammen.

Da ſetzte ſich der andre auf einen Stuhl und ſagte vergnügt, als ob er ihn zu einem Frühſtück einladen wollte: „Ich werde Ihnen jetzt einen Strom von tauſend Volt das Rückenmark hinauftreiben . . . es iſt keine Gefahr dabei . . . gar keine Gefahr . . . Sie leiſten der Wiſſenſchaft einen eminenten Dienſt . . .“

Roman Henry ſchlotterte am ganzen Leib. Ein profuſer Schweiß quoll ihm aus der Haut.

Er ſtammelte nur kläglich: „Ihr Komfort geht wirklich zu weit . . .“

Doktor Belman war hinter ſeinem Rücken verſchwunden.

Roman Henrys Körper bog ſich plötzlich wie unter einer furchtbaren Geißel, und nun ſchrie er rückhaltlos — unaufhörlich — wie ein wahnſinnig Gefolterter . . .

Unvermittelt verſank wieder die Viſion.

Er ſah ſich jetzt deutlich in ſeinem Zimmer. Aber aus allen Ritzen und Spalten krochen

Digitized by Google

Ameiſen, in Herden, in Strömen, wie Waſſer quollen ſie auf und über ſeinen nackten Körper, ſchlichen ſich in den Mund, in die Naſe, wimmelten in einer dicken Kruſte über die Augen.

Wie das ſchmerzte und juckte und brannte. Er ſchlug um ſich, klatſchend fielen die Fäuſte auf Bruſt und Beine.

Aber da gähnten ſchon fauſtgroße Löcher, — die Tiere fraßen ihn auf . . .

Unzählige Lichter tauchten jetzt auf und verſchwammen zu einem einzigen flirrenden Meer.

In der Mitte des Raumes ſtand wieder Doktor Belman. Er trug noch dieſelbe komiſche Wäſche von damals. Roman Henry aber ſaß im Stuhl.

Da brachte Doktor Belman eine lange, feine Säge. Faſt wie ein breites, vernickeltes Meſſer.

Damit ſägte er ihm ringsum die Schädeldecke auf.

Und merkwürdig: dies tat kaum mehr weh.

Roman Henry empfand es wie ein ſtilles, zärtliches Summen.

Aber er mißtraute doch dem Experiment.

„Iſt dies auch für die Wiſſenſchaft?“ fragte er und bemühte ſich, ironiſch zu ſein.

„Ich werde Ihnen nun das Gehirn eines Foxterriers einſetzen und Sie nachher auf die Pulskurve und Wortaſſoziationen unterſuchen,“

Digitized by Google

ſagte Doktor Belman mit einem tiefernſten Geſicht.

„Meinetwegen,“ meinte Roman Henry ſchüchtern, „ich bin ohnehin ſchon ſehr müde . . .“

Es wurde auch ſtiller in ihm.

Nur in der Kehle brannte ein glühender Durſt.

Und da ſaß er nun in einem Café, ſo ſchmal und ſo lang wie eine Bowlings-Bahn. Und am andern Ende ſchlief ein Kellner.

Roman Henry aber ſchrie wie ein klagendes Kind: „Milch mit Kognak!! Milch mit Kognak!“

Der Kellner jedoch ſchlief.

Da durchſtürmte Roman Henry mit ein paar Sätzen die ganze Bahn und wollte den Menſchen rütteln.

Er war aber von Stein und eiskalt und war überhaupt kein Kellner.

Roman Henry fühlte jetzt dumpf, daß ihm jemand den Arm gehoben hatte. Eine wohlige Wärme ſchien in ihn zu ſtrömen. Wie ſelig dieſes Empfinden war. Als flöſſen neue wunderſame Lebenskräfte in ſeinen Leib.

Jetzt vermochte er auch die Augen etwas zu öffnen,

Gabriele ſtand im Morgenkleid am Tiſch, der Garçon bei der Türe, und der Arzt packte eben die weiße ſilberne Spritze ein.

Roman Henry war jetzt ſo glücklich, daß ihn niemand ſtören ſollte. Er ſtellte ſich ſchlafend.

Digitized by Google

„. . . ſenſorielle Hyperäſtheſie, Trübungen des Bewußtſeins mit mangelhafter Korrektur für die Sinnestäuſchungen . . . phyſikaliſcher Verfolgungswahn . . .“ hörte er den Arzt ſagen.

„Komiſch,“ dachte er, „was dieſe Menſchen für komplizierte Wörter haben, — wie wohl muß ihnen dabei ſein.“

Er hörte jetzt, wie der Arzt hinausging und der Garçon die Türe ſchloß.

Nun näherte ſich Gabriele und neigte ſich über ſein Geſicht. Ihr Atem berührte ſeinen Mund. Es war ihm wie ein liebliches Gekoſe.

Dann ging ſie ins Nebenzimmer. —

Als Roman Henry die Augen endlich öffnete, war es dunkel im Zimmer.

Er atmete auf. Es war jetzt ſo viel Glück in ihm, als ob er nach ſchweren Irrfahrten endlich zu einem hohen Ziele gekommen.

Er erhob ſich. Die Türe zum Nebenzimmer ſtand noch offen.

Wie ein Dieb ſchlich er hinüber und legte ſie ins Schloß.

Da merkte er auch, daß er entkleidet und im Pyjama war.

Nun öffnete er leiſe das Fenſter. Zog den Haken der Läden.

Vor ihm lag blau und dunkel die Nacht.

Vom Boulevard her tönte das Gelächter

Digitized by Google

eines Mädchens. Dazu ſang eine Männerſtimme: Es war ein Chanſon vom Montmartre:

. . . chantons l'amour pendant notre jeunesse,
buvons le vin qui nous donne l'ivresse . . .

Es klang für Roman Henry wie aus einer andern Zeit, die in holder Ferne verblichen lag. Er ſtarrte hinunter . . .

Da ſtieg die Viſion, wie er ſie niemals geſehn.

Die Tiefe ſchwand. Aus dem Fenſter führte ein Weg . . .

Roman Henry trat zurück. Sein Gehirn und ſein Leib erglühten in der ſtrahlenden Erfüllung dieſes Traumes.

Mit einem ſpannungsvoll neugierigen Zug um den Mund und einer bänglichen Seligkeit in den Augen ſchritt er hinaus . . .

Er lag ſchon zwei Tage in der Morgue, als ſeine Schweſter, eine hohe ſchlanke Dame, ins Hotel kam, um das letzte zu regeln.

Gabriele wurde vom Garçon gerufen, denn die Fremde wollte mit ihr reden.

Eilig ſtieg ſie nieder. Sie hatte ja ihr Herz ſo voll von Jammer und Verwirrung.

Als ſie aber im Bureau ſtand, ſprach die Fremde gar nicht zu ihr, ſondern zum Wirt und fragte ihn, ob dies die Perſon wäre, mit der er zuletzt gelebt.

Digitized by Google

Da verlor Gabriele allen Mut und ging wieder hinaus. Es rief sie auch niemand zurück, denn mehr, als daß sie sich zeige, schien man von ihr gar nicht gewollt zu haben.

Sie mochte auch nicht im Hause bleiben, solange die Fremde zugegen war. So ging sie zu Fuß zum Châtelet und fuhr mit dem Metropolitain zum Père-Lachaise.

Es war drei Tage vor Allerheiligen.

Wie sie in die große alte Gräberstadt trat, wurde ihr ruhig und friedvoll zumut.

Sie fand es selbst rührend, da sie in ihrem schwarzen Kleid wie eine kleine Witwe die große Allee hinaufschritt, am Totenmonument vorbei, zur Höhe des Berges, wo die Kapelle und die Silhouetten der Bäume den Horizont abschneiden.

Rings war man geschäftig, die vielen kleinen Grabtempel zu schmücken für das nahende Fest der Toten.

Gabriele stand still und sah lange nach einer schönen Frau, die große weiße Chrysanthemen in die Vasen trug, die in solch einem Tempelchen standen. Darinnen brannten Kerzenleuchter von schlanker, hagrer Stilisierung und warfen ein grünes Zwielicht in den Raum. Daneben stand ein Diener und hielt in der Hand einen Betschemel, und sein Gesicht war so stumpf, als ob er eine wächserne Maske davor hätte.

Digitized by Google

Auf der Höhe ſetzte ſie ſich auf eine Bank. Sie war recht matt und niedergeſchlagen.

In der Ferne donnerte und dampfte Paris. Ein weißer, ſchimmernder Nebel lag über den Dächern, Türme und Kamine ragten hinein wie dunkle Striche und Akzente.

Irgendwo raſte ein Zug vorbei. Aber in einem ganz unwirklichen, erſterbenden Ton.

Sie dachte an den Augenblick, da man Roman Henry heraufgebracht. Er war ſchon ſtarr und leblos. Ein Gemüſeweib hatte ihn auf der Straße gefunden, als ſie gegen fünf Uhr morgens von der Place du Panthéon her zu den Hallen fuhr.

Gabriele hatte ſich über ihn geworfen und geſchrien. Und als es nichts half, ihm ihre zärtlichſten Worte geſagt: „Mein Liebling, mein Herz, mein kleiner Haſe, mein armer, kleiner Kohlkopf . . .“

Denn ſo war ſie als Kind oft von ihrer eignen Mutter genannt worden.

Nun ſann ſie über die vergangne Zeit und über das dunkle Ereignis nach und vermochte es nicht in die Ordnung eines deutlichen und verſtändlichen Bildes zu bringen.

Dennoch hatte ſie eine leiſe Ahnung, wie vielfältig und kompliziert der Streit und die Formel von Roman Henrys letzter Lebenszeit war. Und

Digitized by Google

sie trug auch, bei ihren so jungen Jahren, in ihrer Seele noch soviel Erstaunen und Verwunderung über das Dasein eines Menschen an sich, daß sie an sein Recht zur Erfüllung eines besondern und abseitigen Schicksals glaubte und davor in schöner Ehrfurcht eine dumpfe Scheu empfand.

Digitized by Google

Alexander Caſtell

Büßer der Leidenſchaft

Roman · Zweites Tauſend

Geheftet 4 Mk., in Leinen 5 Mk., in Leder 10 Mk.

Das literariſche Echo, Berlin: Von der Symphonie der Leidenſchaft liegt nun der zweite Teil vor: dem Allegro folgte das Adagio in einem ſchmerzlichen Moll gehalten. Fieberte und zuckte im erſten Satz (Bernards Verſuchung) die Kraft unmittelbaren Erlebens, friſcher Wonnen und kaum geſchloſſener Wunden, ſo ſteht hier die kühlere Luft bewußter Kunſt. Erlebt ſind beide: am eigenen Leibe jener, dieſer in einer ahnungsvollen Antizipation, wie ſie nur dem echten Künſtler gegönnt iſt ... Caſtells Roman iſt wieder glänzend geſchrieben, Gliederung und Gruppierung ſind ſehr reif. Aus allen Frauen, die um ihn ſind, wird die Notwendigkeit, daß Effingen ihrer ſo mächtig iſt, überzeugend, und Rémy iſt ſein Gegenſpiel und ihm Vergeltung. Daß Caſtell ſein Problem tief erfühlt hat, beweiſt, daß er die furchtbar ernſte Seite einer ſoliden Exiſtenz, die Qual des Kindes, das an der Mutter irre wird, mit meiſterhafter Pſychologie zu ſchildern weiß. Und es iſt Melodie und Rhythmus in allem, was Caſtell ſchafft.

Neue Freie Preſſe, Wien: Über dieſem Buche ſpielt etwas wie der Glanz echter Perlen. Gerade dieſer feine, ſanfte Schimmer iſt es, nicht das grelle, blendende Feuer von Brillanten, welcher den ſchönen Traum notwendigen Geſchehens erzeugt und bei der Lektüre einen ſubtilen Genuß bereitet ... Das Wunderbare des Buches beſteht darin, daß ſich die Entſchleierung dieſer Ereigniſſe vor den Augen des etwa zwölfjährigen Bernt vollzieht. Halb unwiſſend, halb in die letzte Tiefe ſchauend, ſchiebt er ſich zwiſchen die Mühlſteine zweier Schickſale, die ihn erbarmungslos zer-

Digitized by Google

reiben. Soweit die Handlung. Aber das ist nicht alles. Denn den schwermütigen, anmutigen Hauch der Stimmungen, die beklemmende Selbstverständlichkeit aller Ereignisse und die zitternde Anteilnahme des Lesenden kann man zu reproduzieren nicht versuchen. Castells Roman ist eines jener exzeptionellen Bücher, die sich mehr zum Erleben als zum Rezensieren eignen.

Berliner Zeitung am Mittag: Es müßte wunderlich zugehn, wenn in den Fluten der Liebe, die Castell beschwört, nicht endlich auch die Tragödie ihr Recht erhielte. Es ist die Sünde der Väter, die hier tendenzlos bis zur letzten Konsequenz durchgehalten wird . . . Die rasche Schlag- auf Schlag-Gestaltung des Konfliktes, die Vertiefung der Lebensrunen in jedem einzelnen Gesicht, und die erschütternde Notwendigkeit, mit der die Bestimmung sich erfüllt, ist überzeugend und könnte ein Lebensbericht ohne dichterische Erfindung sein.

Leipziger Neueste Nachrichten: Ein psychologisches Buch. Ein künstlerisch gebändigter Stil — auch dort, wo wühlende Leidenschaft geschildert wird. Ein Zauber der Darstellung, ohne glitzernden Aufputz, sondern gerade durch seine feine, ruhige Einfachheit wirkend. Nur ein wirklicher Könner vermochte einen solchen Roman zu schreiben.

Deutsches Volksblatt, Wien: Wenn man es als richtig annimmt, daß Kunst von Können abzuleiten ist, so muß Alexander Castell wirklich ein großer Künstler genannt werden. Er kann alles! Er spielt mit Gefühlen und Empfindungen wie mit tausend glitzernden Kugeln. Er schafft aus alten, längst bekannten Beziehungen ganz neue, prickelnde, spannende, nervenaufreizende Situationen, er versteht es, mit einem an Virtuosität grenzenden Raffinement Brutalstes und Sinnlichstes in wohlgefälliger Form wiederzugeben, daß man das Gesagte kaum mehr pikant nennen kann. Seine Sprache ist weich und reich an bunten

Digitized by Google

Bildern. Seine Paradoxe sind geistreich und in seinem Munde klingen sie fast selbverständlich.

Die Schweiz (Zürich): Es dürfte in der deutschen Sprache wenig Werke geben, die sich durch ihren überaus klaren Stil, die treffliche Technik im Aufbau, die scharfe Charakterzeichnung, die absolute innere Notwendigkeit des Geschehens in gleichem Maße auszeichnen wie dieses Buch, das ich in gewissem Sinne als den Abschluß einer Serie von dichterischen Erzeugnissen bezeichnen möchte, die das Thema Liebe und Leidenschaft in den verschiedenen Erscheinungsformen im gesellschaftlichen Leben variiert haben.

Felix Poppenberg in Die Zeit (Wien): Dieser Baron Effingen ist ein Exemplar von jener Rasse, die aus der Unruhe des Blutes und der immer neuer Antriebe bedürftigen Einbildungskraft nur im Wechsel leben und lieben kann. Aber er ist dabei nicht, wie der Spießer und die Pastorentochter sich solchen erotischen Menschenfresser vorstellen mögen ein Wüstling, ein brutal rücksichtsloser Draufgänger. Vielmehr ein Sensitiver von zartestem Taktgefühl, von einer Einschmiegung in die zartesten Körper- und Seelenschwingungen der Frau ... Natürlich ein Egoist und eifersüchtig bedacht, die Domänen seines Wesens zu wahren, denn wie könnte er sonst dies Wesen so virtuos zum Genuß aller schönen Dinge des Lebens ausgebildet haben. Doch dieser Egoismus verstockt nicht in Geiz und Dürre, er macht reich und verschwenderisch, er strahlt aus beglückend und bereichernd durch Glanz und Fülle der bezaubernden Natur.

Der Bund (Bern): Dem denkenden Leser ist dies Buch ein Erlebnis und zugleich eine künstlerische Tat.

Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig): Büßer der Leidenschaft ist ein Roman von bezwingender Schönheit, des hochbegabten Erzählers erstes wirkliches Meisterwerk.

Digitized by Google

Alexander Caſtell

Capriccio

Novellen · Zweites Tauſend

Geheftet 4 Mk., geb. 5 Mk., in Leder 10 Mk.

Die Zeit (Wien): Schickſalsepigramme ſtreut er aus, Komödienumriſſe, Situationsprofile von beklemmend grauenhafter Lebensangſt, die ſich als Farce löſen. Etwas Varietéhaftes liegt über dieſen Wanderbildern, eine Exzentrikgrimaſſe von ſchillernder Bühnenoptik. Man denkt manchmal an Bang, in deſſen Werk voll Einſamkeit, Trauer und klagender Lyrik auch manchmal die Akrobatik der Artiſten und die ſchwüle Zirkusarena im grellen Scheinwerferlicht aufgeht, und ſtatt der ſtillen Tragik ſchweigender Herzen zerſchmetternde Kataſtrophe das Finale macht. Doch am liebſten mögen wir Caſtell auch hier, wenn von ſeinen ſenſiblen Nerven das Fluidum flirrend erregender Situationen ausſtrömt, wenn er vom weißen Strand von Deauville ſpricht, von den unſchuldigen und doch verwegenen neugierigen Augen der Siebzehnjährigen, vom zögernden Nähern zweier Hände, vom überſchauernden Friſſon den Nacken hinunter und vom Naſchen des vielgeliebten Pfirſich ... bouche à bouche ... Felix Poppenberg.

Frankfurter Zeitung: Caſtell beherrſcht dieſe Form mit einer virtuoſen Sicherheit und da er einen guten Blick für ſpezifiſche Stoffe hat, ſo lieſt man dieſe Stücke mit wachſendem Intereſſe. Ob er die Aufregungen eines Boxkampfes ſchildert oder die unglückliche Liebe eines kleinen Liftjungen zu einer kindlichen Kokotte, oder die Eiferſucht eines Varietékünſtlers auf ſein Medium — es ſind ſtets die beſonderen pſychologiſchen Spannungen des Stoffes mit ſicherer Hand hervorgehoben und zum Abſchluß geführt.

Berliner Tageblatt: Gehaltvoll in jeder Hinſicht iſt der Novellenband „Capriccio“ von Alexander Caſtell,

Digitized by Google

der gern aufregende Sujets in eleganter Form bietet. Er führt uns in die Welt der Dirnen und Zuhälter, der Verbrecher und Mörder. Er schildert die Seelenqual verschuldeter Künstler, die von schuftigen Impresarios zu Tode gehetzt werden, oder die ekelerregende Brutalität eines Boxkampfes ... Der Stil ist an guten französischen Vorbildern geschult und selbst der brutalste Stoff ist stets in den Goldreifen der Poesie gefaßt. Ironie und Humor, Kraft und Gleichmaß, Geschmack und Kultur, kurz alle Eigenschaften, die einen Künstler ausmachen, sind in Castell aufs feinste konzentriert.

Kritische Rundschau (München): Es ist schon viel über Musik geschrieben worden. Wie aber Castell die Wirkung der langsamen Triolen der Mondscheinsonate uns in die Erinnerung ruft, das sind nicht Worte über Musik, das ist selber mit dem Instrument des Wortes gestaltete Musik. Wenn wir von diesem Schweizer, der romanische und germanische Eigenschaften in überraschend harmonischer Weise vereint, nur diese eine Novellette hätten, so müßten wir ihn schon auf sie allein hin nicht nur das Prädikat eines feinsinnigen, sondern sogar das eines bedeutenden Dichters zugestehn ... Überhaupt ist Castell ein Kenner der Männer- und Frauenseele, wie wir nur wenige besitzen.

Preußische Jahrbücher (Berlin): Auch diese sechzehn kleinen Novellen legen beredtes Zeugnis ab von Castells künstlerischer Eigenart und seinem eminenten Können. Momentaufnahmen des Lebens, scharf gesehn, gut beobachtet und artistisch vollendet wiedergegeben, das sind die Bilder, die uns der Dichter zeigt. Castell ist durch und durch Impressionist, jedoch ohne Härte, getönt und geklärt durch ein nahezu überästhetisches Empfinden, das ihn auch behütet, sich in Extreme zu verlieren. Mit wahrer Virtuosität versteht der Autor einen Komplex glühender Leidenschaften, lässiger Blasiertheit, grausamer Lust und graziöser Tändelei dramatisch durch einen sprachlichen oder technischen Kunstgriff spielend zu entwirren.

Digitized by Google

Zeitſchrift für Bücherfreunde (Leipzig): Er bleibt lebenswahr ohne Naturaliſt zu werden. Er ſchildert Erotik und iſt weder laſziv noch frivol. Wer möchte ſich mit ihm in ſolcher Kunſt vergleichen? Caſtells ſichere Objektivität, von Werk zu Werk immer mehr geſteigerte Prägnanz des Ausdrucks flößt uns Bewunderung ein.

Zeit im Bild (München): Wie ein virtuoſer Tauſendkünſtler ſteht neben dem Naturburſchen Thoma der junge Alexander Caſtell. Ein Schweizer, aber endlich einmal einer, der nicht nach allemanniſcher Scholle duftet und zum alleinſeligmachenden Gottfried Keller betet. Ein Vielgewandter, der vielfach umgeirrt, vieler Menſchen Städte geſehen und Sitte gelernt hat, ein Weltmann, ohne die mondäne Poſe, ein Erzähler von Geſchmack, Schwung und mitteleuropäiſchem Geiſt, einer von den wenigen, die die Kunſt der Novellette mit Energie und Grazie meiſtern. Kurt Martens.

Schleſiſche Zeitung (Breslau): Seine ſcharfe Beobachtungsgabe, farbige Darſtellungskunſt und eindringliche Pſychologie erinnern ganz frappant an Maupaſſant, und es bewirkt nicht nur das in den meiſten Fällen franzöſiſche Milieu ſeiner Novellen, daß man beim Leſen immer und immer wieder an den Autor der „Boule de Suif“ denkt. Alle Menſchen, die in dieſem Buche vorkommen, ſtehen gleichſam leibhaftig vor uns... Nicht den letzten Reiz des Buches aber macht jene Stimmung leiſer Schwermut aus, die über den einzelnen Erzählungen lagert, eine Schwermut, die uns der Verfaſſer perſönlich nahebringt und ſein Werk für den empfindenden Leſer unvergeßlich machen wird.

Die Schweiz (Zürich): Es iſt ein ganz ausgezeichnetes Buch, das uns durch die unmittelbare Art der Darſtellung berückt, feſſelt, nicht mehr losläßt und ſtets in Atem hält ... Gewiß Großſtadtpoeſie — aber mit ſoviel Geiſt, Kunſt und Grazie vorgetragen, ſo ins allgemein Menſchliche erhoben, daß wir dieſen unſchweizeriſchen Schweizer, der ſich in „Bernards Ver-

Digitized by Google

suchung" auch als virtuoser Romandichter erwiesen hat, als einen Meister der Sprache bewundern und als einen Dichter von so unglaublicher Darstellungskraft, daß uns selbst hundertfach Dargestelltes bei ihm neu und unerhört lebendig vor die Seele tritt, unter unsere besten Landsleute zählen dürfen.

Saale-Zeitung (Halle): Diese sechzehn Novelletten sind wahre Perlen moderner Erzählungskunst und das Werk eines geborenen Meisters der Feder, welcher in strenger, unnachsichtlicher Selbstzucht und Selbstkritik stets den höchsten Maßstab an seine Schöpfungen legt und kein Wort niederschreibt, das er nicht auf reine ästhetische Wirkung und Berechtigung hin geprüft hat... In dieser Hinsicht gibt es überhaupt nur einen, der mit Castell würdig verglichen werden darf und dies ist unser unvergeßlicher Maupassant, mit welchem er auch die unerlöschliche Phantasie, den fein ziselierten Stil und die Vielseitigkeit der Milieubenützung gemeinsam hat.

Das Kleine Journal (Berlin): Einen Zug von Internationalität und weltmännischer Art tragen Alexander Castells Novellen „Capriccio". Sie sind vollgefüllt mit mondänen und halbmondänen Menschen, mit Abenteuern, Grotesken und stillen Tragödien, wie sie nur das moderne, von der Gier nach seltsamen Sensationen durchglühte Leben zu bieten vermag. Castell verfügt über einen großen Erfindungsreichtum, über eine elegante, pikant nervöse Darstellung, die die flüchtigsten, zartesten Stimmungen festzuhalten vermag und ein intelligentes, verhaltenes Sentiment. Eine leise Trauer ist in all diesen Lebenskomödien, ein kluges Lächeln zugleich, eine noble, stolze Gebärde dem Mißgeschick gegenüber. Castell kennt alle Kreise der internationalen Gesellschaft, von den Höchststehenden, bis zu jenen, in deren Mitte das raffinierte Verbrechertum zu Hause ist.

Augsburger Abendzeitung (München): Wie Radierungen sind diese Skizzen: Nadelarbeiten eines Félicien Rops, subtil und doch wunderbar reich an

Digitized by Google

allen Tönen, von den feinſten Strichen leuchtender Helligkeit bis zum engſten Netz dunkelſter Schattierung. Wie bei Rops verſteckt ſich hinter der frivol ausſehenden Sexualität dieſer Lebensausſchnitte faſt überall ein ſchwerer, bitterer Ernſt tragiſchen Erkennens, aber die ſpielende Eleganz ſolcher literariſcher Verni-mous verrät nur dem Liebhaber über der minutiöſen Kleinkunſt und fabelhaften Geſchicklichkeit der Technik den großen Meiſter. Berliner Börſen-Courier (Berlin): Ein Capriccio von leiſen Bitten, ſehnſuchtsmüden Klagen, kampfzerquälten Forderungen, gehetzten Schreien. Ein Capriccio vom Ruf des Landes. Durchzittert von einer knirſchenden Gier, vom Drang alles Lebenden nach Erfüllung ſeines Weſens, nach voller Sättigung. In dumpfem, nur erſt halbbewußtem Drängen, in jähem Aufwallen, in zehrender Zerſtörungsſucht, in mildem und wildem Zwang, klar und taumelnd werden Menſchen zu Menſchen getrieben, Menſchen von Menſchen geriſſen. In beklemmenden Spannungen werden ſie von Senſationen durchſchüttelt, mit Bedacht und in Angſt ſuchen ſie die Luſt der Welt, ächzen ſie nach Umklammerung in Leben und Tod . . . Keine der anderen Novellen ſteht der letzten nach. Alle ſind Zeugniſſe reifer Künſtlerſchaft. Können und Geſchmack haben einen Band Skizzen geſchaffen, die wie mit dem Paſtellſtift hingeworfen ſcheinen und deren ausgeſparte Stellen Caſtell als den Beherrſcher aller Mittel zeigen.

Früher ſind in unſerem Verlage erſchienen:

Alexander Caſtell

Der ſeltſame Kampf, Novellen, Zweites Tauſend
Bernards Verſuchung, Roman, Zweites Tauſend
Die myſteriöſe Tänzerin, Novellen, Drittes Tauſend

Albert Langen, München

Druck von Heſſe & Becker, Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Niefern
Einbände von E. A. Enders, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

RE

Digitized by Google